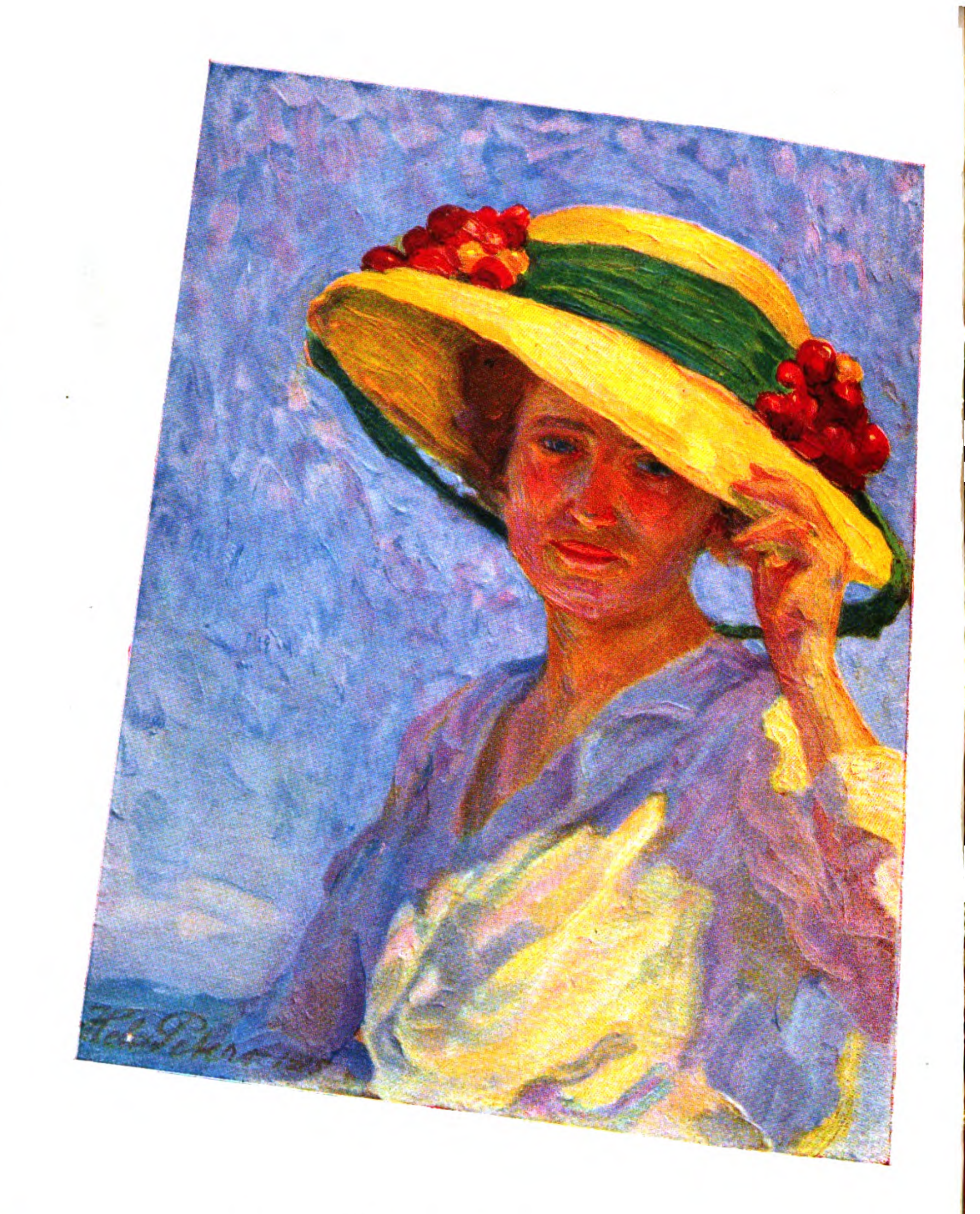
Velhagen u. Klasings Kriegs-Almanach

* * *



Sommerzeit
Gemälde von Hela Peters

oooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooo

Velhagen + Klasing, firm, publishers

Kriegs-Almanach

Herausgegeben v. d. Schriftleitung von Velhagen und Klasings Monatsheften

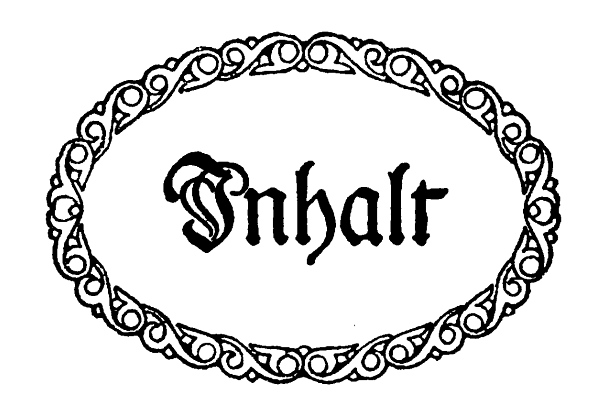
1918



Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien

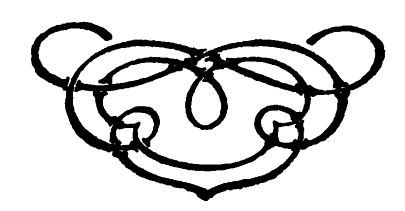
Buchschmuck von Heinrich Wieynck in Dresden

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig



Erzählendes, Gedichte und Aufsätze

Kunstbeilagen 





Es wäre unbegreiflich, warum sich Geschichtenschreiber so oft allgemein als schlecht, gewalttätig, verschwenderisch oder trunksüchtig geschilderte und in traurigem Andenken stehende Geschichtspersonen zu Helden ihrer Erzählungen aussuchen würden, wenn nicht in deren Leben doch immer wieder sich Zeiten finden würden, in denen auch sie rein menschlich ihre Wünsche befriedigen, in denen sie ihr sonstiges Wüsten mit ihrer Lebenskraft auf Augenblicke vergessen und vergessen machen, in denen sie sich als Menschen wie alle die anderen Herdgenossen fühlen wollen. Du lieber Himmel! Für die Geschichte haben sie ihr bestimmtes und verdientes Zeichen abbekommen, das tragen ihre Namen nun durch die Jahrhunderte, je älter sie werden, um so selbstverständlicher verknüpft sich mit dem Namen der Beiname oder die Vorstellungsreihe des Gewalttätigen, des Grausamen, des Schlemmers oder Säufers, und wer den Namen König Wenzels IV. hört, dem läuft, namentlich in Böhmen, ein Grausen über den Rücken, der weiß, daß dieser König Wenzel, der Sohn Karls IV., als dreijähriges Kind zum König von Böhmen gekrönt, als zehnjähriger Bub mit einer bayrischen Herzogstochter vermählt, als fünfzehnjähriger Knabe zum römischen König gewählt, später den böhmischen und deutschen Königsthron bestieg. Von welcher überragenden sittlichen und geistigen Reinheit hätte solch ein Jüngling sein müssen, wenn er, zum Herrscher über viele, viele Millionen erkoren, ein Weiser und Gerechter gewesen wäre, wenn er sich ein schmückendes Beiwort zu seinem Namen verdient hätte! So war Wenzel zwar gut unterrichtet und von großer Begabung, aber ihm mangelte

die Ausdauer und der sittliche Ernst, er lebte in Böhmen auf seinen Schlössern, ließ seine Herren das Land regieren und ergab sich dem Weine und Biere, den Karten und Weibern, raufte mit den Städten und Ständen, mit dem Adel und der Geistlichkeit und machte den Generalvikar des Erzbischofs von Prag, seines Gegners, Johann von Nepomuk, zum Märtyrer für alle Zeiten, indem er ihn von der Prager steinernen Brücke in die Moldau stürzen ließ. Dort zieht noch jetzt alljährlich eine Prozession von vielen, vielen frommen Menschen hin, an dem Königsbade vorbei, das noch heute an der gleichen Stelle steht, wie in dieser Geschichte und noch immer das Königsbad heißt, auf die herrliche, alte Brücke zum Denkmale des guten Johann von Nepomuk, um ihn zu verehren, zu der gewaltig ragenden, herrlichen Burg Hradschin hinaufzudrohen und das Andenken des bösen Wenzel zu verfluchen, der ihnen so Schlimmes getan und ihnen dadurch doch den guten Johann von Nepomuk zum böhmischen Heiligen gemacht hat.

Dort hatten sich damals indessen die böhmischen Großen mit dem Bruder des Königs, dem König Sigmund von Ungarn, gegen ihren Bedrücker verbunden, hatten ihn von sechzehn Männern überfallen lassen und in das alte Gefängnis Schbinka auf dem Rathause der Stadt Prag geworfen, wo er nun schon fünfundzwanzig Wochen fern dem Sonnenscheine und Glanz der Welt seinen Sünden nachsinnen konnte, seinen Sünden, seinen Sünden und Lastern und seiner Befreiung. Aber so sehr er auch lauernd auf jeden Augenblick acht hatte, der ihm ein Entschlüpfen hätte ermöglichen können, es war eine zu feste Kette um ihn gelegt, das bißchen Himmel, das er durch die Luke seines Gefängnisses sehnsuchtsvoll anstarrte, war grau, rötete sich sanft, ward blau, um wieder dunkel und nächtlich zu werden, Tag nach Tag, aber er saß aussichtslos in seinem Gefängnisse und starrte trüb vor sich hin. Ob je wieder eine Befreiung winken würde?

Und doch saß all die Zeit nahe, ganz nahe von ihm ein bildhübsches, blühendes slawisches Mädchen, Susanna, der hatte der König am letzten Tage, da er noch auf seinem Schlosse draußen gehaust, den Kopf verdreht also, daß sie

die ganze Zeit über an nichts anderes gedacht hatte, denn an den König und daran, daß er sie, die Tochter des armen Waldhegers, ausgewählt hatte zu seiner Königin. Denn also dachte sie ganz bestimmt, da der König damals durch den Wald streifend ihr begegnet war und sich zu ihr geneigt hatte, da sie ein großes, kräftiges und blühendes Mädchen war, das einem Manne wohl gefallen konnte. Da war der König von seinem Rosse gestiegen, hatte sie umarmt und geküßt und sich an dem Gleichmaße ihrer Glieder gefreut, hatte sie nach ihrem Namen gefragt und sie verpflichtet, den Abend noch zu ihm auf das Schloß zu kommen, daß er sie erwähle. Dann war er weitergeritten und hatte gewiß schon den gleichen Tag das Mädchen vergessen, da er eben in diesen Tagen von den böhmischen Edlen gefangen und in das Gefängnis geworfen worden war.

Die Susanna aber war ganz verwirrt geblieben, sie sah sich immer nur an des Königs Seite auf dem Throne sitzen, sie schaute sich immer wieder in den Spiegel und staunte darüber, daß ein König sie erwählen konnte, sie steckte ihre breiten hellblonden Flechten auf, daß auf ihnen eine Krone hätte liegen können, sie wies den braven Schafhirten Waclav mit einer mächtigen Handbewegung von sich, als er, wie so oft schon, auch heute kam, um ihre Liebe zu bitten; und als sie dann im Dorfe hörte, der König sei gefangen worden und im nahen Prag eingekerkert, da nickte sie nur traurig mit dem Kopfe, sie wußte ja, und sie allein im Lande, daß dies die Strafe Gottes dafür war, daß er, der erwählte König, sie, das arme Bauernmädchen, zu sich hatte erheben wollen; zu sich erheben auf den Thron und nicht bloß auf den Thron vor all den andern hohen Herren, deren jedem sie die Hände küßte, wenn er sie so nahe an sich heranließ in seinem grenzenlosen Hochmute, indessen er, der herrliche, erhabene, stolze und doch so gar nicht stolze, der König, sich zu ihr geneigt und sie geliebkost hatte, als wäre sie seinesgleichen!

Und also war sie nach Prag gezogen und war als Scheuermagd, als Bedienerin der niedrigsten Art in den Bürgerhäusern tätig, aber doch in der Nähe des Rathauses

der finsteren Stadt Prag, in der Nähe des Gefängnisses Schbinka, in dem ihr gefangener König gehalten wurde und sich gewiß nach ihr sehnte. O, wie gern wäre sie zu ihm geflogen, wenn diese häßlichen Soldaten und Stadtdiener nicht überall aufgestellt gewesen wären, ihn zu bewachen. Und da sie immer wieder vor dem Rathause stand und zu der Schbinka emporschaute, da fingen denn auch allmählich die Stadtdiener an sie zu necken, sie sprachen mit ihr und also erfuhr sie, wie traurig der einsame König jetzt in seiner Zelle saß und vor sich hinstarrte. Sie wußte, an wen er dachte. Und also erfuhr sie denn auch, daß ihm endlich nach fünfundzwanzig Wochen auf seine dringende Bitte erlaubt werden sollte, unter strengster Bewachung in dem nächsten Badehause bei der steinernen Brücke an der Moldau zu baden. Da hatte sie sich dort gleich als Waschweib verdingt, sie stand dort von zeitlich früh bis spät abends im finsteren Keller beim Waschtrog und wusch die Badewäsche und dachte bei jedem neuen Leintuche, das sie mit kräftigen Armen auswand und glättete, daß vielleicht gerade dieses Linnen ausersehen sei, die stolzen Glieder des Königs einzuhüllen und zu trocknen und daß dann der König fühlen müsse, daß ihre heiße Liebe es ihm bereitet hatte. Aber Tag nach Tag verging, den König jedoch sah sie nicht!

Endlich aber kam auch der Tag, da das Bad für alle gewöhnlichen Menschen gesperrt wurde, heute war keinem Gaste erlaubt zu baden, denn heute ward der König von vier Stadtdienern hergebracht, der eine blieb bei der Haustür stehen, um sie zu bewachen, der andere bei des Königs Kleidern, da er sich entkleidet hatte, in die Badewanne zu steigen, zwei aber gingen mit ihm ins Bad, um ihn zu bedienen. Und da er also warm gebadet hatte und das Haus gut bewacht war, da bat der König seine beiden Wächter nach dem Bade, sie möchten ihm gestatten, ein wenig hinter das Haus in den Hof an der Moldau zu treten, um sich abzukühlen. Da sahen die beiden Stadtdiener einander einen Augenblick an, der Spott lag auf ihren Gesichtern, sie nickten nur mit den Köpfen, sie konnten sich denken, daß der König gern ein wenig über die Moldau

zum Königsschloß, dem ragenden Hradschin, schauen wollte, zu dem mächtig emporstrebenden Veitsdome und zu der Burg, in der er jetzt herrlich hätte sitzen und herrschen können, wenn er nicht so gewüstet hätte mit seiner Macht und Königswürde. Sie reckten und streckten sich, denn heute waren sie mächtiger als der König, sie konnten ihm aber seine Bitte erfüllen, da er so demütig sie, die Diener, darum anflehte, das Haus war ja gut bewacht gegen die Gasse zu und hinter dem Hause rauschte die Moldau breit und mächtig dahin, er versprach ihnen auch einen schönen Lohn, wenn sie es ihm verstatten wollten, so nickten sie denn gnädig mit den Köpfen und gingen zu dem dritten Genossen, so bei den Kleidern des Königs wachte, indessen er hinter das Haus trat, um in dem schmalen Hofe an der Moldau zu stehen und tiefaufatmend zum Hradschin emporzustarren.

Und siehe, da lag am Ufer des Höfleins ein Kahn angebunden und eine Magd trat bloß im Hemde, wie sie arbeiten mußte, aus dem Keller, in dem sie beim Troge gestanden und gewaschen hatte, die zitterte und bebte am ganzen Körper, da der König sie also sah und sie schaute den König bloß eingehüllt in sein Leintuch, aber der König hatte nur den Kahn erschaut und schon trat er auf sie zu, ohne sie mit einem Blicke zu beachten. „Führ' über!" befahl er mit großer Gebärde, also daß sie kein Wort zu sprechen wagte und gleich in den Kahn sprang, den er indessen freigemacht hatte. Er stand nackt im Kahne, sie aber hatte den Wunsch, ihr Hemd hochzuziehen, daß er sie nicht also nackend erschaue, da aber hatte er schon den Kahn vom Ufer gestoßen, er stand mit befehlend ausgestrecktem Arme im Boote und wies auf das andere Ufer hinüber und sie sprach kein Wort, sie legte sich in die Ruder und schon flog das Boot unter ihren mächtigen Ruderschlägen über die Moldau, auf der Brücke oben sammelten sich schreiende Leute, die auf das seltsame Boot herniederstarrten, darin ein Weib im Hemde die Ruder hob und ein nackter Mann noch immer mit befehlend ausgestrecktem Arme stand, die Leute drängten sich an das Brückengeländer heran, sie wiesen mit großen Bewegungen schreiend

hinunter auf die Moldau und schoben einander hin und her, nun brüllten auch vom Hofe des Badehauses die beiden Stadtdiener mit drohenden Armen hinter ihnen drein, sie liefen im Hofe umher, um einen zweiten Kahn zur Verfolgung zu suchen, aber sie fanden keinen. Da schaute König Wenzel die Magd erst an, wie sie im Hemde vor ihm saß und mit nackten Armen in den Rudern lag, daß die Brüste sich rund und prall gegen das nasse Linnen preßten, indessen ihre schönen Augen beschämt und gnadeflehend zu ihm empor und doch neben ihm vorbeiflehten, daß er sie nicht so anschaue; ihm war, als habe er diese schönen Augen schon irgendwo einmal gesehen, er konnte sich aber nicht besinnen und mußte lächeln, daß er auch hier im Kahn eine Bekannte finden wollte.

Und da sie nun keuchend schrie, er solle um Christi willen von ihr wegschauen, sie schäme sich zu Tode, da legte er sich auf den Boden des Kahnes ganz nahe zu ihren Füßen, hundert rote Goldgulden versprach er ihr, echte, rote Goldgulden, wenn sie ihn recht weit oben vor die Stadt rudere und ihn rette. Da hätte sie ihm gern gesagt, wie sie doch auf ihn gewartet habe all die Wochen, wie es seiner Goldgulden nicht bedürfe, wie er sie doch bloß anschaun müsse, um sie zu erkennen als seine Königin, ihre Brust keuchte von der furchtbaren Anstrengung des Ruderschlages, sie senkte den Blick und hob von neuem die Ruder und schon lag die Stadt hinter ihnen, kein Haus stand mehr auf dem Ufer da, fern und doch mächtig grüßte der Hradschin zu ihnen hinunter, auf den Ufern steckten schon die Sträucher ihre schwanken Äste ins Wasser und winkten mit ihren grünen Fähnlein den beiden zu, da stand der nackte König vom Boden des Kahnes auf und wies seiner Fergin eine flache Stelle auf dem Ufer, darauf sie losrudere, um zu landen. Und da sie also die Ruder eingelegt hatte und der Kahn auf das flache Ufer auffuhr, da sie nun groß und blühend und nach weiblichem Leben duftend vor ihm, dem Ausgehungerten, stand, da erwachte der Jubel der Rettung stürmisch und begehrlich in seinem Herzen, sein Blut war wieder sein rotes, begehrliches Königsblut von früher, er umarmte die keuchende, junge

5usanna und zog sie an sich, daß alle Englein vom Himmel a ihnen niederschwebten und sie jauchzend wußte, er habe uf sie gewartet all die Wochen und habe sie nun, sie, die r ersehnt. Und sie schmiegte sich in seine nackten Arme n ihrem Hemde: „Bin ich auch recht gekommen, gnädiger Herr König," hauchte sie, „kennt ihr mich wieder?"

„Ob ich dich wiederkenne!" log er jubelnd. „Ich kenne eine andere als dich, du mußt mit mir kommen, du sollst neine Königin sein heute und morgen und alle Tage. „Er drückte sie nur immer fester an seine Brust, er dachte sich nichts bei seinen Worten, die pflegte er jedem Mädchen zu sagen, er fühlte jetzt nur selig, daß er immer noch Wenzel war, der König Wenzel, dem alle Weiber geholfen in Stolz, daß er sie erwähle vor all den andern Weibern.

Da ließ er sie die Ruder nehmen, schultern und ans Ufer treten, er aber folgte ihr und stieß den Kahn weit gegen die Mitte des Flusses, also, daß er schwankend davon schwamm.

„So, nun komm," sagte er dann, „hundertmal sollst du mein Bild auf den roten Goldgulden bekommen, wenn du mich begleitest, aber tausendmal sollst du mich küssen auf meinen Mund, der erst wieder rot werden wird auf meinen Schlössern durch deine Küsse und meinen roten Wein!"

Er hatte sein Badetuch um seine Lenden geschlungen und sie hatte die Blicke gesenkt, und er wußte nicht, ob aus Scham über seine Nacktheit oder über ihr Hemde, darin sie zitterte und bebte.

„Ist dir kalt trotz des Sonnenscheins?" fragte er zärtlich.

„Kalt? Nein," sagte sie, „ich schäme mich, Euer Gnaden, ich schäme mich zu Tode, daß ich also nackend vor Euch stehen muß!"

„Vor mir schämst du dich?" lachte er, „vor mir?" Er wußte jetzt wirklich nicht, ob er dieses junge Weib nicht schon hundertmal besessen hatte und wo er sie hintun sollte in seiner Erinnerung, umso zärtlicher drückte er sich an sie, er nannte sie „meine Königin, mein Engel," dann liefen sie beide nackt durch die Sträucher des Ufers und über die Wiesen bis gegen das Dorf Chuchil hinauf und als

dort auf einer Weide ein Bub und ein Mädel sie erblickten und unter Schreien gegen das Dorf zu flüchteten, da wandten sie sich wieder zur Moldau zu, fanden dort richtig einen andern Kahn, in dem setzten sie dann über, da kannte sich der König schon aus, weil er hier doch eine halbe Meile über dem Vyschehrad vor zwei Jahren ein neues Schloß hatte bauen lassen und wußte nun auch schon Susanna Bescheid auf den Fluren und Wiesen, sie fürchtete nur, daß ein Bekannter aus einem Dorfe sie um Gottes Willen hier nackt mit dem nackten König erblicken könne, so lief sie denn mit ihm in großen Sprüngen von Busch zu Busch, um sich immer wieder zu ducken und auszuschauen, ob — Gott behüte! — irgendwo ein Mensch komme. Und als sie an den Wald gekommen waren, da liefen sie zwischen den großen, alten Bäumen vorwärts, sie führte ihn also, daß sie an der Stelle vorbeikamen, wo er sie zum ersten Male damals gesehen hatte, sie schaute fast lauernd auf sein Gesicht, ob die Erinnerung an ihr erstes Zusammentreffen darauf erscheinen würde, sie konnte sich aber nicht enthalten: „Wißt Ihr denn nicht, wo wir hier stehen, gnädiger Herr?“ fragte sie.

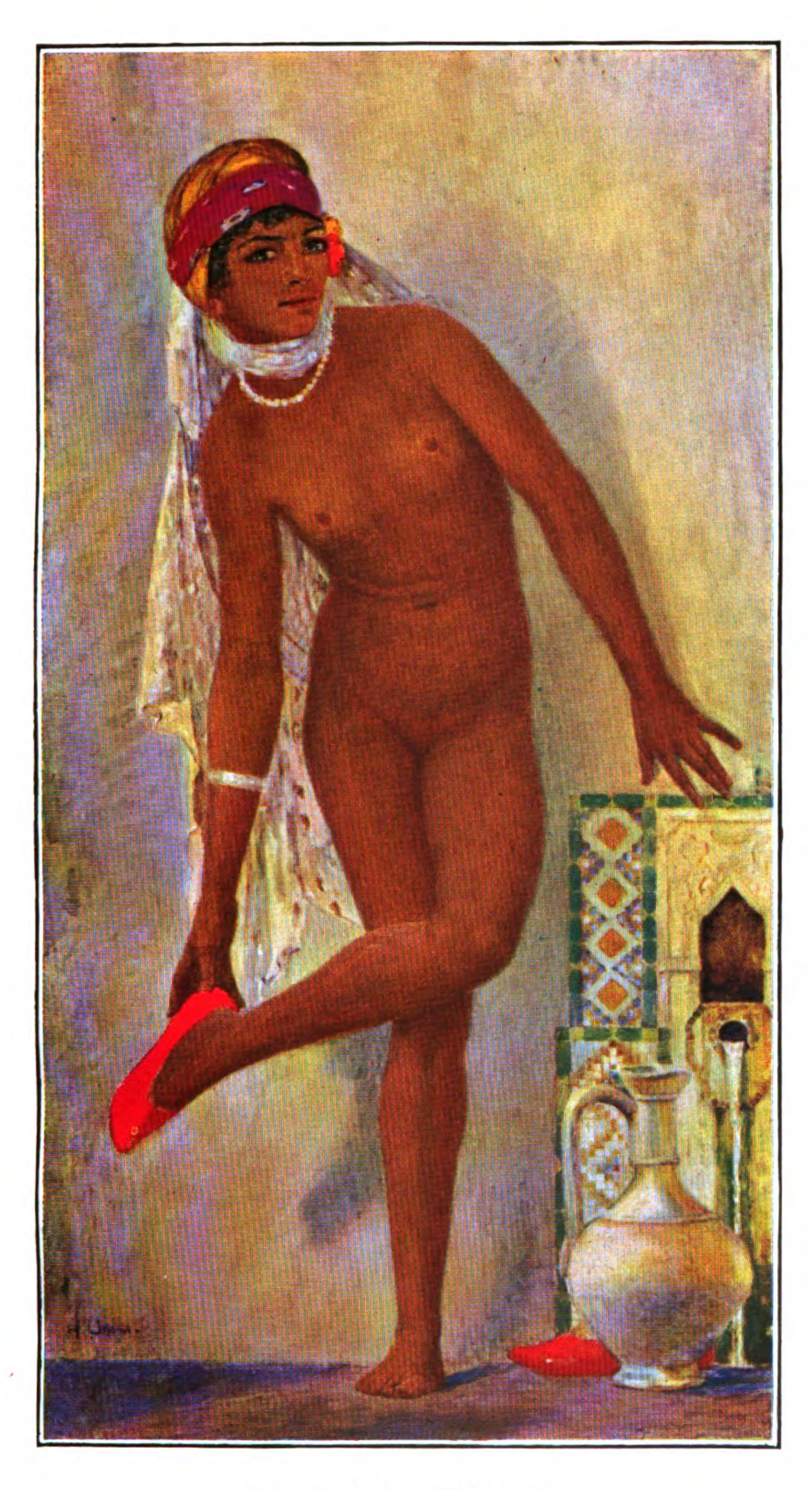
„Freilich weiß ich es,“ lachte er, „ganz genau, freilich weiß ich es ganz genau, aber wenn du bei mir stehst, dann ist überall auf Erden das Paradies, ist überall mein Glück. Und du mußt dir denken, daß ich nicht mehr gefangen, daß ich wieder der König bin und daß du mich gerettet hast!“

Er zog sie wieder an seine Brust, er küßte und liebkoste sie, und schon senkte sich die Sonne wieder und vor ihnen stand prächtig das neue Schloß, darauf sie nun zustürmten.

„Ich bin wieder der Herr, der König!“ jubelte er, indes er den Hammer des schmiedeeisernen Gitters niedersausen ließ, „ich bin wieder der König und du bist meine Königin, meine liebe, nackte, weiße Königin!“

Da lief auch schon der Torwärter herbei, er streckte erst abwehrend die Hände vor sich, als er das nackte Paar beim Tore erschaute.

„Seid ihr denn toll?“ schrie er ihnen entgegen, „hat schon jemand auf Erden solchen Wahnsinn gehört, nackig



Arabisches Mädchen
Gemälde von Hans Unger

durch das Land zu laufen und gar zu des Königs Schloß! Das ist freilich nur möglich in dieses . . ."

Königs Schloß, hatte er sagen wollen, da aber hatte er den König erkannt, er blieb einen Augenblick sprachlos, nickte nur mit dem Kopfe: „Dem ist alles zuzutrauen!" sollte dies Kopfschütteln bedeuten, dann lief er davon und kam mit dem Herrn Hauptmann Welislaw von Duban wieder ans Tor, der den König erkannte und ihn mit seiner nackten Begleiterin ins Schloß führte.

„Das ist meine Retterin, Hauptmann Duban!" sagte der König, „die soll gleich königlich gekleidet werden und zu mir niedergebracht werden in den Speisesaal, denn sie muß noch mehr Hunger haben als ich, die Brave, da sie mich aus Prag herausgerudert hat. Und auch ich habe Hunger von der frischen Luft und von dem Bade, aus dem sie mich gerettet hat; von dem bißchen Essen im Gefängnisse gar nicht zu reden!"

Und er umarmte die sich Wehrende noch einmal vor dem Ritter: „Du sollst heute vor meinem Hofgesinde meine Königin sein!" wiederholte er, „und dann meine Königin im Bette, du mein Schutzengel, meine Geliebte!"

Da ließ Herr von Duban denn Dienerinnen kommen, daß sie die nackte Susanna in kostbare Kleider hülleten und sie vorbereiteten zu dem köstlichen Mahle, das gleich unten im Saale für sie und den König gerichtet ward. Und währte gar nicht lang, da saß der König und die arme Waldhegerstochter und Bademagd Susanna, ganz herrlich und königlich gekleidet, üppig, wie sie vorher beide nackt gewesen, und schmausten und tafelten prächtig, wie es der König all die vielen Wochen ersehnt und wie die arme Susanna es nicht einmal erträumt hatte ihr Leben lang, und der König setzte sie bald auf seinen Schoß und hob den schäumenden Kelch und trank ihr lachend zu als seiner Königin, und Diener standen um sie herum und bedienten sie und Dienerinnen, die sie beneideten, und liefen eilig hin und her und bereiteten das prächtige Lager, darauf Susanna heute auch nachts die Königin sein sollte nach dem Willen des Königs Wenzeslaus, welches sie ihm nicht versagen durfte.

Und wie die Geschichte des Königs weiter geht? Du lieber Himmel! Das mag jeder nachlesen in dem dicken Buche, das sich streng und ernst Geschichte nennt und das mit viel, viel Blut geschrieben ist zu jener Zeit, da König Wenzel alle Prager Ratsherren enthaupten ließ und viele böhmische Landesherren, so daß ein gänzliches Mißtrauen ward zwischen ihm und den Herren des Landes und entbrannte der Hussitenkrieg in Böhmen und viel Not und Elend war im Lande, so aber mit dieser Geschichte nichts weiter zu tun hat.

Die Geschichte aber, die hier berichtet wird, schließt auch recht traurig: und schließt vor dem Hause bei der Prager alten Brücke, das seit jenen Tagen bis heute immer noch ein Badehaus ist und das Königsbad genannt wird und vor dem damals gar bald ein verwirrtes junges Weib auftauchte, das schaute immer zu seinen Fenstern empor und fragte den Pförtner, ob denn der König nicht wieder gefangen im Rathaus sitze und vielleicht wieder ins Bad geführt werde, da die neidischen Weiber und Männer sie aus des Königs Schloß gejagt hatten und er sich sicher in heißer Liebe nach ihr sehne. Da wußte der Pförtner des Königsbades sich auch bald nicht anders zu helfen, als daß er sie von dem Tore forttrieb, und sie lief zum Rathause zurück und lief von dort über die Brücke auf den Hradschin zur Königsburg und starrte auf ihre vielen hundert Fenster, wer weiß wie lang. Denn da die Geschichte wohl all das große Geschehen aufzeichnet, das die Völker bewegt, und nicht das Leben eines armen Mädchenherzens, das die Laune eines übermütigen Königs eine Nacht lang aus dem Dunkel gehoben in seinen strahlenden Glanz, ist nichts fürder gemeldet über die Magd Susanna, und ihre verwirrten, traurigen Augen starren leer durch die Jahrhunderte her auch zu mir, der ich gar oft sinnend und nachdenklich vor dem Königsbad stehe und nicht einmal den Punkt finde, um diese Geschichte zu schließen — — — —



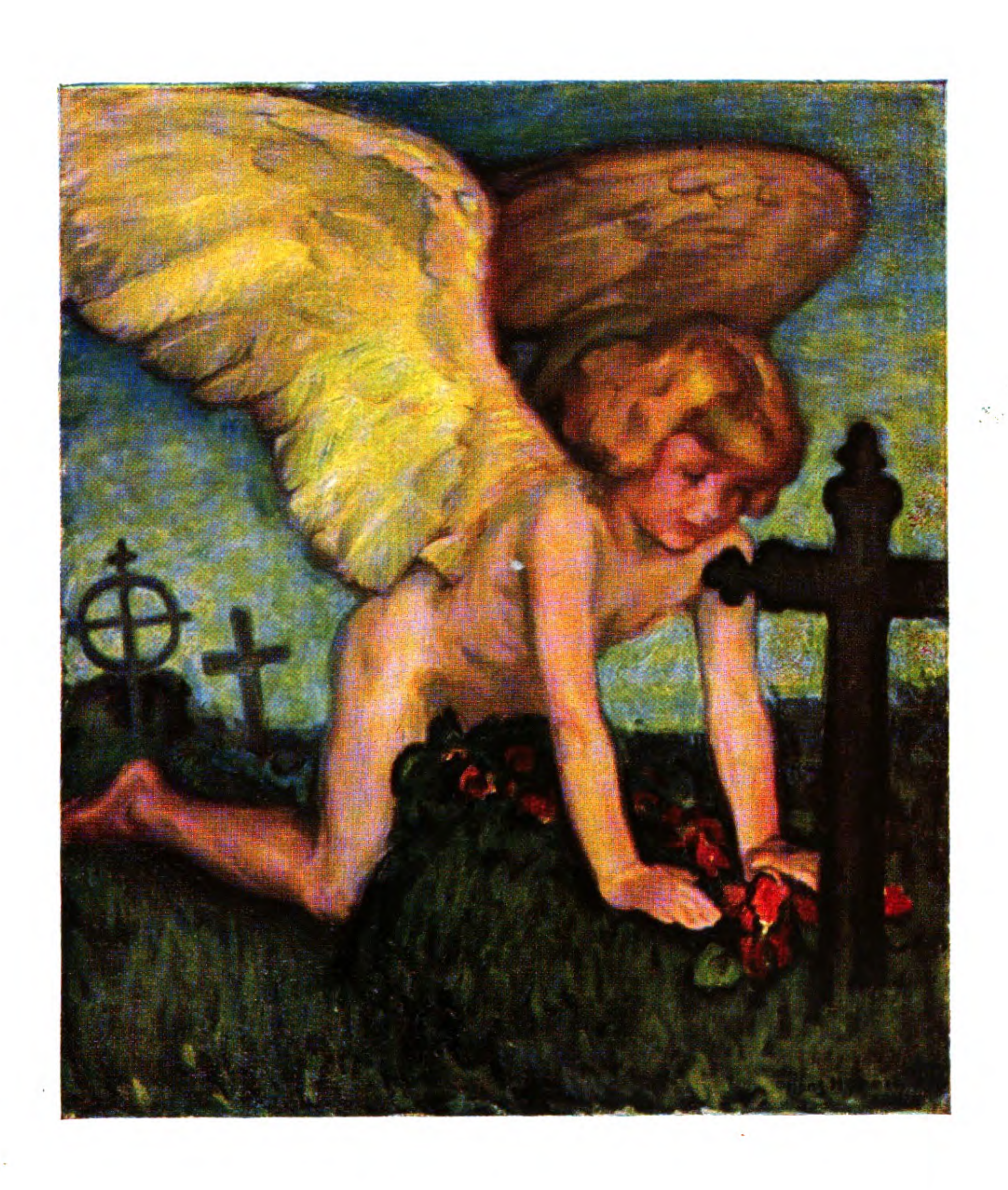
Flieger-Schlößchen
Von Georg Freiherrn von Ompteda

Französisch' Schlößchen. Fort: Marquis, Marquise.
Die Felder brach. Die weite, flache Wiese
Zerfurcht von Räderspur, die Flieger ließen,
Wenn sie, abschwirrend, sich vom Boden stießen.
Im stillen Park mit den gestutzten Hecken
Um eine große Marmorblumenvase
Sich dreizehn sehnige Gestalten strecken
Und lassen dreizehn Spuren tief im Grase.
Von Dingen reden sie, einst heißbegehrt:
Blau-Augen, die einmal ihr Herz beschwert
Als sie noch drunten unter Menschen weilten
Und noch nicht droben über Wolken eilten.
Dann sprechen sie von Kurvendrehen, Drücken,
Von Ladehemmung, Abschuß, bösem Landen
Bei Nebel, Kleinholzmachen, Motortücken.
Im Sommersonnenscheine bald versanden
Die Worte. Grillen zirpen. Und sie träumen
Von blauen Augen, blauen Himmelsräumen
Und ruhen Nerven aus im Mittagsdämmern.
Da, horch: Ein Tacken! Ist's nicht MG-Hämmern?
Und dreizehn fahren auf, die süß geschlafen.
Und dreizehn eilen fort zum Flugzeughafen.
Helm auf. Die Lederjacke angezogen.
Und dreizehn rasen über Feld und steigen
Ins Leere, wie vom Himmel aufgesogen.
Das Fliegerschlößchen liegt in tiefem Schweigen.
Die Sonne brütet. Die Minuten gehen.

Im weiten Blau dort oben nichts zu sehen.
Und Viertelstunde rinnt auf Viertelstunde.
„Sie kommen!" geht es da von Mund zu Munde.
Und wieder surren irgendwo Propeller
Und mahlen lauter, schneller, immer schneller.
Zwölf große Vögel aus den Himmelsweiten
Wie eine Taubenschar zu Boden gleiten.
Es schälen sich aus der Vermummung Falten
Zwölf harte, ernste, sehnige Gestalten
Und gehen in den Park, wo tief im Grase
Sie lagen um die Marmorblumenvase
Vor Anker, wie in einer grünen Bucht.
Ein jeder seine alte Stelle sucht.
Sie sprechen — zwölf gleich einer Jüngerschar —
Von dem, der eben noch ihr Meister war.
Von Engländern, die er herabgeholt,
Nun irgendwo zerschmettert und verkohlt.
Die Sonne brennt. Die Lider fallen zu
Rings ruh'ges Atmen in der Mittagsruh.
Am leeren Platz nur, wie in wirrem Haar
Wühlt leiser Wind die Halme hin und her.
Verwischt die Spur. Schon sieht man sie nicht mehr,
Die Stelle wo noch kaum gelegen war
Ein junger Held mit einunddreißig Siegen,
Die nun mit ihm tief unterm Rasen liegen.

Roncourt 25. 4. 17.





Grabesengel
Gemälde von Hans Hammer

ooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooo

Die Liebe und die Zeit

Drei Geschichten in einer —

Von Alexander v. Gleichen-Rußwurm

An den Samstagen der Frau v. R. pflegt sich ein kleiner Kreis zu bilden, sobald die Mehrzahl der Gäste den Salon verlassen hat.

Nach stillschweigendem Übereinkommen zog man sich in die Plauschecke des grünen Zimmers zurück, dort wurde gleich einem Spielball eine Lebens-, Liebes- oder Kunstfrage von der lebhaften Frau v. R. aufgeworfen, von den Freunden aufgefangen und spielend behandelt.

Ich erinnere mich, daß an einem besonders heiteren Samstag die Frage geschah, ob es, ebenso wie in der Kunst, auch in der Liebe verschiedene Stilepochen gäbe, ob in der Art des Gefühlslebens eine besondere Spanne Zeit sich besonders spiegelte und unverkennbar zum Ausdruck käme. Während zwei Damen und ein ganz junger Herr behaupteten, die Liebe bleibe sich immer gleich, standen sowohl die Herrin des Hauses, als ihre imtimsten Freunde, Dr. Römer und Herr v. Sonnenberg, auf dem Standpunkt, es gäbe auch in der Liebe einen Stil. Man könne ebensogut von einer Rokoko-, einer Empireliebe sprechen, wie von einem Bild, einem Möbel diesen oder jenen Stils. Sie erboten sich, je eine Liebesgeschichte zu erzählen, Frau v. R. eine unverkennbare Empiregeschichte, Dr. Römer eine solche aus der Biedermeierzeit, Sonnenberg dagegen eine ganz moderne. Um den andern Mut zu machen und auch chronologisch richtig zu verfahren, fing Frau v. R. mit ihrer Geschichte an. Sie stützte den Arm, wie es die empfindsame Zeit liebte, auf die Lehne der Chaiselongue und hielt zwischen den Fingern ein Miniaturbildchen empor, das sie behutsam von der Wand gelöst. Zuerst ließ sie die feinen Züge einer blonden Frau bewundern, in schwarzem Gewand, mit schwarzem Schleier,

der anmutig ein schneeweißes Gesichtchen umrahmte. Dann nahm sie das Bildnis mit Vorsicht aus dem Rahmen und zeigte auf der Rückseite einen Spruch, mit roten Buchstaben auf das Elfenbein gemalt. Der Spruch lautete:

Tant promis, tant tenu.

„Diese Miniature", begann Frau v. R., „hat einer alten Dame gehört, die zur Zeit des ersten Napoleons in Paris eine bekannte Schönheit war. Als ein langjähriger Freund der alten Dame das kleine Kunstwerk bewunderte und zufällig die seltsame Inschrift ihm auffiel, bat er lang und inständig um die Erklärung, denn, nach einem Seufzer der Besitzerin zu schließen, schien es ihm, sie müsse wohl darum wissen. Endlich gab die Dame den Bitten nach und erzählte: Als das Original dieses Bildes jung, ganz jung war, ging das jugendlich stürmische Wehen der Kaiserzeit durch Paris. Stürmisch und keck, wie vor dem Feind, waren die Krieger auch in Liebesdingen, wenn sie auf kurze Zeit die festliche, erregte Stadt besuchten. Siegesgewiß musterten sie die Schar der Frauen, die bewundernd zu ihnen emporsah. Also tat es auch der schöne, glänzende Kapitän Graf Ségur auf einem Ball in den Tuilerien. Es war im Jahr . . . im Jahr? — Ja, ich glaube im Jahr 1805. Eine ganz schüchterne, ganz junge Frau befand sich auf dem Ball. Mit ihrem Gatten, dem Marquis Montbourg, war sie erst seit drei Monaten verheiratet. Einst Nachbarskinder, waren sich beide von jeher innig zugetan und lebten in ihrem jungen Eheglück mitten in den Wirren der Zeit wie verzaubert auf einer Insel friedlicher Seligkeit. Rauh sollte der schöne Kapitän an dieser Insel landen und die stille Seligkeit zerstören. So unzweideutig gab er der jungen Frau sein Wohlgefallen kund, daß ihn der Gatte zur Rechenschaft ziehen mußte. Am Morgen nach dem Ball schlugen sich die Männer. Der Marquis blieb tot auf dem Platze. Der andere wurde der Feldarmee in Deutschland zugeteilt. Die Witwe kehrte zu ihren Eltern zurück, die umsonst alles versuchten, sie von ihrem Gram zu heilen und von dem bitteren, ohnmächtigen Groll gegen den Mörder ihres Glückes zu befreien. Sie weinte um den armen Gefallenen, legte auch die Trauerkleidung

nicht ab, obwohl Jahr und Tag verging. So kam es, daß man sie malte eben in jener Witwentracht. Der Künstler stellte das Bildchen aus. Glänzende Uniformen mischten sich unter die schlanken, buntgekleideten Frauen. Die jungen Offiziere — einige darunter frisch avanciert und dekoriert — waren eben aus Deutschland zurückgekehrt, sie bewunderten die Erscheinungen der Pariser Welt und tauschten ziemlich laut ihre Bemerkungen aus über die Miniaturen und ihre bekannten oder mutmaßlichen Originale. Der glänzendste unter diesen Offizieren war Ségur, den Napoleon auf dem Schlachtfeld zum Major ernannt hatte. Er strahlte, er glich einem jungen Kriegsgott. Ein einziges Bildchen schien seine ganze Aufmerksamkeit zu fesseln. Als ihn die Kameraden wegziehen wollten, blieb er eigensinnig stehen.

„Mir ist, als hätte ich diese Frau gekannt“, sprach er. „Wie immer dem sei, sie scheint mir die einzig begehrenswerte auf diesem unserem Stern. Und sollte diese Frau mir eine Stunde ihres Lebens schenken — weiß Gott! — verlangte sie von mir, daß ich heute in vier Wochen, wenn ich wieder an der Spitze meiner Truppen bin, freiwillig in den Tod ritte, ihr zulieb tät ich's. Euch allen schwör' ich's, ich täte es gern um ihre Gunst!“

Als die letzten Worte im Saal verhallten, trat atemlose Stille ein. Denn ganz langsam schritt eine Gestalt in Schwarz auf die Offiziere zu und näherte sich immer mehr dem kecken Helden. Sie schlug den Schleier zurück und alle konnten sehen, es war die Frau des kleinen Bildes. Sie hob die Hand und deutete auf Ségur, ihm fest ins Auge blickend. Dann wandte sie sich zu der umstehenden Gruppe: „Sie haben den Schwur gehört, und sehen wohl alle, wer ich bin. Erkennen Sie mich nun, Graf Ségur, und wissen Sie, warum ich auf Ihr Wort pochen will? — Ich nehme die Bedingung an.“

Sie zitterte und schwankte, nachdem sie diese Worte noch fest gesprochen. Da bot er ihr schweigend den Arm. Die Menge teilte sich, mit ehrfurchtsvollem Schauer ließ man die beiden dahingehen, den Todgeweihten und seine bleiche Richterin.

Als einige Wochen später — hier versagte der alten Dame schier die Stimme — Graf Ségur zu Tod verwundet in seinem Zelt lag, schrieb er auf die Miniature, die er für die letzte Fahrt bekommen hatte, mit Blut die Worte:

„Tant promis, tant tenu."

Die alte Dame griff zitternd nach dem Bildchen, plötzlich berührte sie die roten Zeichen mit ihren Lippen und bekannte ganz leise:

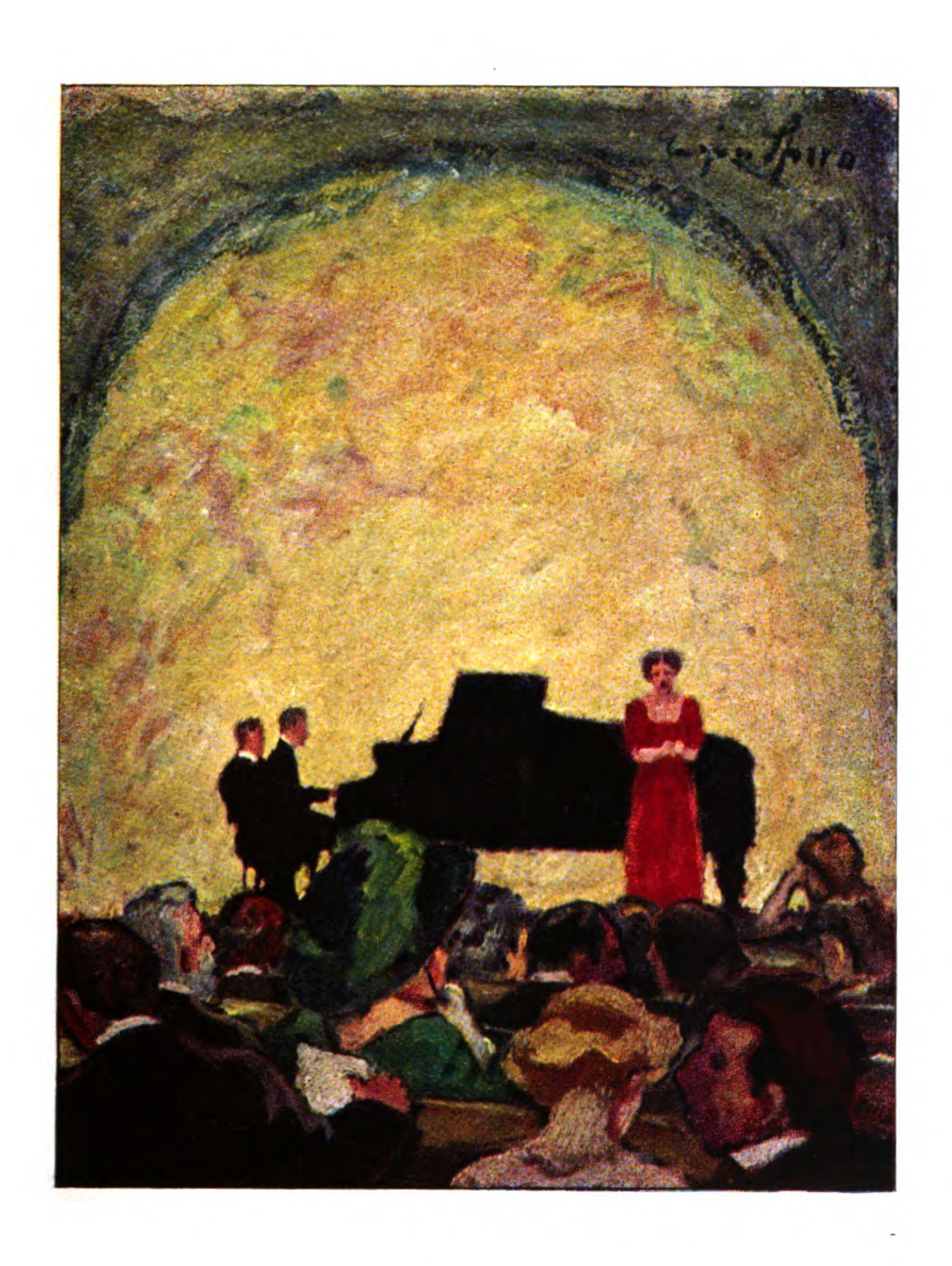
„Et à présent c'est lui que je pleure."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach einer Pause sagte Fräulein v. Amhof, die neben der Erzählerin saß: „Wissen Sie, was ich mir oft denke, wenn ich von grausamen, so unnötig grausamen Liebesschicksalen höre? — Ich freue mich, daß sie tot sind, diese Menschen, daß sie aufgehört haben zu leiden. Mit einer Handvoll Erde ist's getan, das heißeste Herz kühl gemacht. — Doch nun ist uns Herr Römer eine Geschichte schuldig. Ein Liebesidyll aus der Zeit, die das pathetische Empire ablöste."

„Ja," sprach der Angeredete, „aber ich wage es kaum, nach diesem „beau geste", von dem uns berichtet wurde, mit meiner hausbackenen Geschichte zu kommen. — Eigentlich geht gar nichts darin vor. Denken Sie sich eine Stube, wie sie gewisse Tusch- und Gouachezeichnungen schildern. Traulich, etwas gar zu ordentlich. Solch eine Stube bewohnte die verwitwete Kreisrätin Degenhardt, die gute Kreisrätin, wie man sie in der Stadt nannte. Mittwoch und Samstag, pünktlich um sechs Uhr, erschien bei ihr ein Baron v. Perlau, um Trick-Track zu spielen. Die beiden alten Leute spielten genau zwei Stunden lang. Es war sonderbar, wie schnell ihnen diese zwei Stunden vergingen, sonderbar auch, wie langsam am Mittwoch und Samstag der Uhrzeiger gegen sechs Uhr vorrückte; sonderbar, wie gerade an diesen Abenden der Frau Kreisrätin das schöne Spitzenhäubchen nie kleidsam genug erschien, wie sie versuchte, den breiten Seidenbändern eine gewisse, besondere Anmut zu verleihen.

Der Baron war leidend gewesen. Es ging ihm nie sehr gut mit der Gesundheit. So hatte er einige Spiel-



Das Konzert
Gemälde von Eugen Spiro

abende versäumt. Nun aber schien helle Sonne an schönen, warmen Frühlingstagen, er durfte ausgehen und hatte sich zum erstenmal wieder angesagt. Die Frau Kreisrätin schaute zum Fenster hinaus, um ihn kommen zu sehen, und wahrhaftig, ihr klopfte das Herz, als die hagere, etwas vorgebeugte, aber immer noch elegante Gestalt an der Straßenecke auftauchte.

Diesmal brachte er ein Frühlingssträußchen mit, das er ihr, beinahe verlegen, anbot. Man plauderte herzlich in der Freude des Wiedersehens. Dies war die erste längere Unterbrechung der Spielabende gewesen, seit sie vor fünf Jahren ihren Anfang genommen, als die verwitwete Frau in das Städtchen zog und des Barons Nachbarin wurde. Denn der pensionierte Offizier wohnte im Eckhaus derselben Straße, der alten Dame schräg gegenüber.

Die Stimmung zum Kartenspiel wollte nicht recht aufkommen, so lebhaft plauderte man.

„Ihre schönen Blumen", sagte die Kreisrätin und betrachtete zärtlich das Sträußchen. „Es ist nun hübsch lang her, seit ich solche Gaben empfing."

Der alte Herr lächelte etwas wehmütig. Er meinte: „Sehen Sie, ich kann nicht umhin, ein wenig traurig und gleichsam schüchtern zu sein, wenn ich einer Dame Blumen zu Füßen lege. Es erinnert mich an ein Erlebnis aus der Jugend."

„Wollen Sie nicht erzählen," bat die Freundin, „wenn Sie dazu aufgelegt sind. Ist es nicht eigentlich sonderbar, wir kennen uns schon recht lang und ziemlich gut, aber keines weiß etwas von der Jugend des anderen — nur so das ganz Äußerliche, was alle Leute wissen, daß Sie ein tüchtiger, aber armer Offizier waren und erst spät Titel wie Geld erbten, daß ich zweimal mich verheiratete — Sie niemals — aber wie das alles gekommen, davon hat noch niemand gesprochen."

„Mein Schicksal ist ganz einfach," antwortete der Freund. „Ich war ein sehr schüchterner junger Mann — heute ist man wohl nicht mehr so schüchtern. Ich liebte die Tochter eines Vorgesetzten und besaß gar kein Geld. Sie natürlich auch nicht. Also ich wagte kein Geständnis.

Da geschah es, daß mir eine kleine Erfindung gelang und daß sie anerkannt wurde. Es war nicht ausgeschlossen für mich, Karriere zu machen. Auch lebte noch ein alter, reicher Onkel, freilich ein Original, auf seine Erbschaft war nicht zu bauen. Aber wer weiß, dachte ich mir, unmöglich ist nichts auf der Welt. Während ich meine Pläne hin und her erwog, kam meine Versetzung heraus, auf Wunsch des gewissen Onkels, dessen Güter an der polnischen Grenze lagen und der mich in seine Nähe wünschte. Am Abend vor meiner Abreise war ein Ball. Da sollte ich zum letztenmal meine im stillen Angebetete sehen. Und sie wußte nichts, und ich fand noch immer nicht den Mut, mich zu offenbaren. Aber sie sollte alles wissen, ich wollte es ganz aufrichtig schreiben. Mein Briefchen steckte ich tief in ein Bukett in prächtig glänzender Papiermanschette und schickte ihr diese Gabe ins Haus. In meinem Brief bat ich darum, sollte sie mein Flehen erhören, eine der roten Rosen auf dem Balle zu tragen."

„Haben Sie ganz gewiß nicht vergessen, das Briefchen unter die Blumen zu stecken?" fragte die Zuhörerin den alten Baron.

„O nein, ich steckte es so fest unter den Draht der Rosen, daß es nicht herausfallen konnte. Sie dankte freundlich, scheinbar gerührt für den Strauß — vielleicht tat ich ihr leid, aber von dem Briefe kein Wort und ach — keine rote Rose an ihrer Brust! — Ich beschied mich mit dieser Antwort und ging. Später erfuhr ich, daß sie, wie es hieß, auf Wunsch der Eltern, einen Bremer Kaufherrn heiratete und nach Amerika ging. Weiter hörte ich nichts."

„Sie hatte nicht Glück und nicht Stern, nichts als Pflicht". Langsam stand die Zuhörerin auf und schritt, beinahe feierlich, zu dem Glasschrank, wo ihre Andenken gesammelt lagen. Sie entnahm ihm ein verdorrtes Ballbukett von Anno dazumal, dessen Drähte leise klirrten in seiner mächtigen Papiermanschette. Fast zu Staub zerfielen die dicht aneinander gereihten, welken Blumen, als sie hastig mit bebenden Fingern hineinfaßte. Und richtig, fest an die Manschette gedrückt, zierlich gefaltet, gesiegelt und ach!

uneröffnet war ein goldgeränderter Briefchen darin mit der Aufschrift:

„An Fräulein Emilie!"

Sie hielt es empor.

„Ich habe nie gewußt — ich habe es nie gefunden!"

— —

Nicht unbewegt waren die Zuhörer im grünen Salon der einfach erzählten Geschichte gefolgt, aber wie es im geselligen Kreis zu gehen pflegt, man schämt sich leicht seiner Rührung und sucht sie schnell abzuschütteln.

„Das war sehr hübsch!" meinte der Legationsrat v. Ehring, „aber wir haben bis jetzt nur entsagend wehmütige Stimmung gehabt, nichts als verdorrte Kränze und das müde Lächeln vorzüglicher alter Damen. Jetzt etwas von heute, etwas Lebendiges, Frisches, Keckes! Jugendübermut! Wer gibt uns eine typische Geschichte der eigenen Zeit?"

„Ja, was könnte man da alles bringen!" fragte einer der jüngeren Herren, ein Schriftsteller. „Soll sich das Liebespaar im Luftballon treffen?"

„Vielleicht," meinte Frau v. R. „liegt das Charakteristische für das Liebesleben unserer Zeit darin, daß wir entschiedener auf der Erde stehen als die jüngst vergangenen Generationen, aber uns doch wegen atavistischer Sentimentalität die Sache nicht recht eingestehen und manches nicht Wort haben wollen, was wir von der Liebe wissen."

„Ich kann so tiefe Probleme nicht berühren," meinte nun Herr v. Sonnenberg, „und so hochgespannten Erwartungen nicht genügen. Ich weiß nämlich auch nur eine entsagende Geschichte. Wenn Sie damit vorliebnehmen wollen?"

„Ist die Liebe nicht lustiger geworden?" fragte schelmisch Fräulein v. Amhof. „Dem weiblichen Geschlecht stehen jetzt so viele andere Sports zu Gebote, daß niemand mehr ein Leben lang schmachten mag. Und in der Form des Flirt, der einzig wirklich modernen Daseinsform der Liebe, was ist sie anderes als Sport? Wenn Sie uns eine wehmütig-entsagende Geschichte erzählen, so ist sie vielleicht sehr hübsch, aber gewiß unmodern."

„Ich beuge mich Ihrer Entscheidung," erwiderte Sonnenberg ganz ernst. „Sie verstehen der Liebe Wesen auf modern gewiß besser als ich. Erzählen Sie!"

„Das meinte ich nicht! Nein! Nein!" So trat Fräulein v. Amhof rasch den Rückzug an.

„Ich werde Sie weder in ein Flugschiff bemühen, noch Sie zur Weltumsegelung einladen," begann Sonnenberg, „Wir wollen unser modernes Liebespaar bei keinem anderen Sport als eben bei dem Sport der Liebe belauschen. Folgen Sie mir in ein großes, elegantes Hotel. Um ein Ecktischchen im hellen Saal bemüht sich höchstselbst der Herr Oberkellner. Wunderbare Rosen stellt er mit Sorgfalt und nicht ohne Geschmack darauf. Er rückt auch einen Fußschemel zurecht, man sieht, hier ist ein besonderer Auftrag, besondere Sorgfalt scheint geboten.

Später als andere Gäste finden sich die Erwarteten am Ecktischchen ein. Es ist ein schönes Paar, so daß einige Neugierige den Herrn Oberkellner leise heranwinken und die Frage flüstern, wen die schöne russische Fürstin heute abend zu Gast hat. „Den berühmten Porträtmaler Stephan Milevicz," gibt der ewig Geschäftige rasch zur Antwort.

Einem Maler mag es erlaubt sein, Frauenschönheit so herrisch zu mustern, wie es Milevicz tut. Sonst wäre es geradezu verboten, mit so kühnem Blick und Lächeln die enthüllten Schultern der Schönen im Saale durchzuprüfen. Schließlich wendet er den Herrenblick wieder auf die Frau, die ihm gegenübersitzt und eben die zarten Hände vom Handschuh entblößt. Ihre Schultern sind gewiß die schönsten von allen. Sie ist ja auch sehr blond, von jenem seltensten Blond, das einer Frau in reiferen Jahren treu bleibt und das Gesicht so zart umschmeichelt, daß wir ihr eigentliches Alter nicht erkennen. Von jenem Blond, zu dem eine durchsichtige weiße Haut gehört, die jede Ader bläulich schimmern läßt. Auch der Ausdruck der Augen ist von diesem seltenen Teint beeinflußt; er erhält durch die eigentliche Zartheit ein geheimnisvolles Etwas, das im Bilde festzuhalten die größte, erlesenste Kunst verlangt. Das weiß Milevicz, und daran denkt er, indem er die Frau mit einer gewissen Kühnheit mustert wie ein gutes Modell. Sein Kennerblick

verfolgt die Linie, die durch den seidendurchwirkten Spitzenstoff des Kleidansatzes unterbrochen wird. Er weiß genau, wo der wunderschöne Busen weiß, zartgeädert gefangen schmachtet. Und er weiß auch, daß es stürmisch darin pocht und daß ihm solche Schönheit sehnsuchtswarm entgegenblüht.

Stephan lächelt leise zufrieden über seine bewußte Macht und die kräftig edle Hand, die das Glas emporhebt, hat einen selbstbewußten Ausdruck, wie die großen, dunklen und herrischen Augen, wie der scharfgeschnittene, scharfrote, sinnliche Mund. Auch die schöne Frau hebt ihr Glas zu gleicher Zeit, während ihr Blick unzweideutig seinen Blick suchend herausfordert. Sie hat von allen Gläsern genippt, aber nur scheinbar gegessen, sie ist sehr durstig, sie war noch nie so durstig. Es wäre ihr unmöglich, einen Bissen hinunterzubringen.

So sehr sich diese Frau von Welt zu beherrschen suchte, sie möchte laut aufjauchzen, laut aufschreien vor Glück. Sie ist glücklich. Ja, zum erstenmal im Leben. Unheimlich, erschreckend, weil gar so ungewohnt ist dieses Bewußtsein. Sie weiß ganz gut, diese reife Frau, wie ihr Glück beschaffen ist, wie wenig sie sich darauf verlassen kann, wie teuer sie es wahrscheinlich bezahlen muß. Sie hat sehr wenig Illusionen über diesen Mann, dessen Gegenwart, dessen kühner Blick sie beherrscht und beseligt. Sie weiß Bescheid um ihn. Aber sie war noch niemals glücklich, noch niemals berauscht, und sie will es sein, einmal, einmal wenigstens im Leben. Darum ist Stephan Milevicz, der unwiderstehliche große Künstler, heute ihr Gast. Fürstin Liuba ist sich wohl bewußt, was die Leute sagen werden. Sie fühlt sich glücklich, ihren Ruf wie ihre Schönheit diesem Manne hinzugeben. Sie erinnert sich dunkel, anderen, so vielen anderen gegenüber stolz und streng gewesen zu sein. Dieser hat es gewagt, als ein Zufall sie in sein Atelier führte und ein anderer Zufall sie mit ihm allein ließ — es war das erstemal, daß beide sich überhaupt sahen — er hat es gewagt, ihr ganzes Sein mit einem Kuß in Besitz zu nehmen.

„Wann sehen wir uns und wo? Bei dir oder bei

mir?" hatte der Siegesbewußte gefragt. Es waren die ersten Worte, die er im Leben an sie gerichtet.

War es möglich, daß Liuba stammelnd sagte: „Bei mir." Wie um eine Dirne hatte er um sie geworben. Sie hatte „Ja" gesagt, schnell und leicht wie eine Dirne. Und sie schämte sich nicht. Vielleicht war sie nie ganz so stolz gewesen wie jetzt, da sie wußte, daß binnen kurzem ihr Mund und sein Mund sich vermählen würden, daß dieser herrscherhafte Mann sie in Besitz nähme wie eine Beute.

Diese kostbar und köstlich angetane Frau von Welt war stolz darauf, so brutal begehrt zu sein — wie eine Wilde stolz sein mag, wenn sie der Sieger in sein Zelt befiehlt.

„Ja," fuhr Sonnenberg fort, um einem mißbilligenden Kopfschütteln zu begegnen, „soll das nicht modern sein? Ein modernes Weib, meinen Sie, verschmäht die Ketten der Lust, empört sich gegen das Gebot des Lebens? Doch nur einige armselige Verschmähte abseits der Straße. Haben Sie nie beobachtet, welch ein Ausdruck von Scham, von versteckter Demut eine Unbegehrte kennzeichnet? Und daß eine begehrte Frau immer stolz blickt, hochherzig, wenn sie eine Reine, und frech, wenn sie eine Dirne ist?

Die Fürstin Liuba bleibt stolz, wenn auch amüsierte, höhnische Blicke ihren Tisch, sie und den Erwählten treffen. Sie erhebt sich jetzt und geht hocherhobenen Hauptes durch die Reihen der Tischchen. Ihre perlmutterfarbige Schleppe gleitet in weichen Falten über den Boden. Die banale Hotelmusik klingt ihr wie ein erhabenes Hochzeitslied.

„Wollen wir oben rauchen, bei mir?"

„Ja," sagt Stephan gedämpft, „oben."

Der Liftbub erscheint eifrig, sie in Empfang zu nehmen. Liubas Salon ist im zweiten Stock mit einem Balkon versehen, der auf den Garten geht. Die Tür steht offen, Fliederduft dringt ein. Auch auf dem kleinen Tischchen steht weißer Flieder.

Stephan geht zu einer Tür, dann zur anderen, er schließt beide mit Vorsicht, zieht den Vorhang zu. Er greift stumm nach der Sehnsuchtsvollen. Da wehrt sich etwas plötzlich in ihr. Ganz plötzlich überfällt sie die Scham. Wie? Sie sollte sich so hingeben, sich wegwerfen?

So heiß und trocken ist ihr Hals, sie kann kaum reden. Mit Anstrengung tut sie es doch und bettelt: „Sag' mir wenigstens vorher ein einziges Mal, daß du mich liebst."

Stephan lächelt, ja, er lacht, seine auffallend kleinen, weißen Zähne blitzen. „Gewiß — pour le quart d'heure!" Was ist das mitten im Glück? Ein verzweifeltes Gefühl von Schmach. Liuba möchte fliehen, die Balkontür aufreißen, sich hinunterstürzen. „Ich kann nicht, ich kann nicht! Wenn du mich nicht liebst, kann ich nicht!"

Jetzt hat Stephan seine Arme gekreuzt und sagt ärgerlich gelangweilt: „Wozu das alles, was soll dieser Aufwand? Ich dächte, wir hätten uns verstanden. Könnt ihr Damen von Welt nie natürlich und logisch sein?"

„Ich weiß, was Sie von mir denken müssen," sagt Liuba leidenschaftlich. „Aber das ist alles falsch. Ich bin keine leichtsinnige Frau, ich bin nur wahnsinnig unglücklich. Und du, du bist meine einzige Glücksmöglichkeit. Du wärst es, wenn du mich lieben könntest, wenn du wenigstens dergleichen tun wolltest! Hast du keine barmherzige Lüge für mich?"

Stephan zuckt die Achseln, sein schöner Mund ist sehr grausam.

„Niemals könnte ich Sie lieben. Das ist für mich vorbei. Das Geschöpf, für das ich schuftete und auch meine Kunst verriet, als ich jung und arm war — nun, das wollte damals eine Dame werden. Nichtswürdiges Beispiel von euch Puppen hat sie verführt und mir genommen —"

„Du hast mich nur aus Haß geküßt?" unterbrach ihn Liuba.

Er leugnete nicht.

„Und dieser Kuß war mein erstes, mein einziges Glück."

Milevicz verfolgt mit dem aufnehmenden Instinkt des großen Künstlers die Schönheitsmotive in den Bewegungen der zarten Frau. Auch ihre weitaufgerissenen Augen wirken schön, und eine gewisse exotische Beredsamkeit entströmt den bebenden Lippen: „Deine Selbstsucht liebe ich!" ruft sie, „ich verachtete die eines anderen, weil es verkappte Selbstsucht war. Dieser andere, den ich in meiner Jugend

liebte, hat mich verraten, nicht um eines Weibes willen, nein, um einen Wahnsinn, um einen Traum. Er wollte mich, dieser Mönch, dieser Fanatiker, er wollte mein Geld, um es hinzuopfern für das, was er eine heilige Sache nannte, für den Traum, die mittelalterlichen, russischen Leute in moderne Menschen zu verwandeln. Dafür setzte er sein Leben in Gefahr. Ich gab und gab, und als ich endlich nicht mehr geben wollte, da erschoß er sich vor meinen Augen! Und ich habe es niemals vergessen können, bis du mich geküßt hast."

„Es ist schade, daß ich es war," sagt Stephan nun leise.

Liuba sucht seinen Mund. Wie der Ertrinkende um sein Leben kämpft, kämpft sie in ihrem Kuß um das Unmögliche, um seine Liebe — bis sie erschöpft zurücksinkt.

Er bettet sie, einen Augenblick hält er sie fest, dann tritt er zurück mit entschlossenem Sinn: „Nein, es ist besser so."

„Geh!" sagt die schöne Frau. „Wir sehen uns nie mehr!"

Stephan wiederholt: „Nie mehr!" und küßt sie noch einmal auf die Augen.

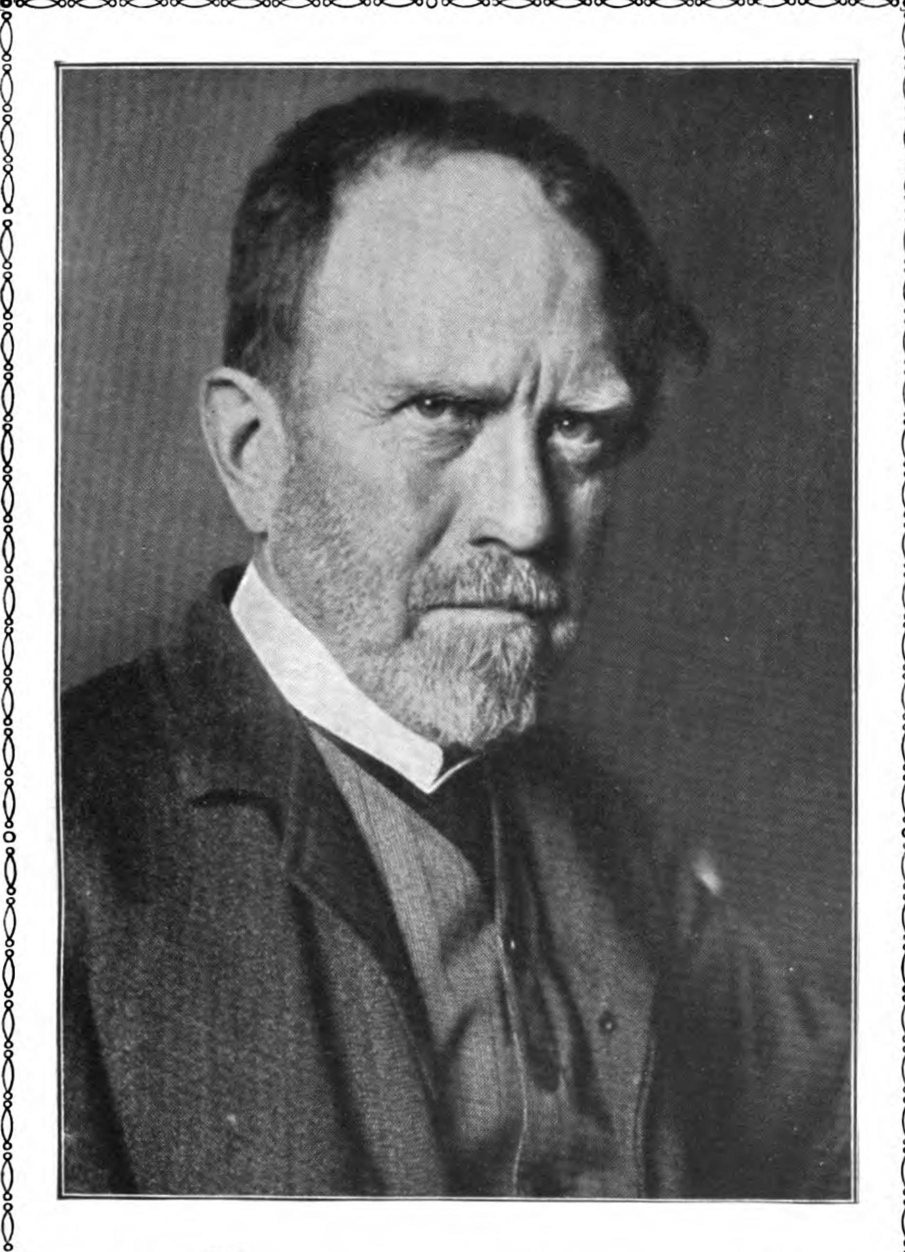
Sie springt auf, als er fort ist, als wollte sie ihm nacheilen, dann wirft sie den Kopf zurück, beißt sich tief in die Lippen mit dem seltsamen Ausruf: „Oh, Erde, mein Mütterchen, nun kann ich heim, nun bin ich einmal glücklich gewesen!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Herr v. Sonnenberg verstummte, trat Frau v. R. wortlos auf ihn zu und drückte ihm die Hand.

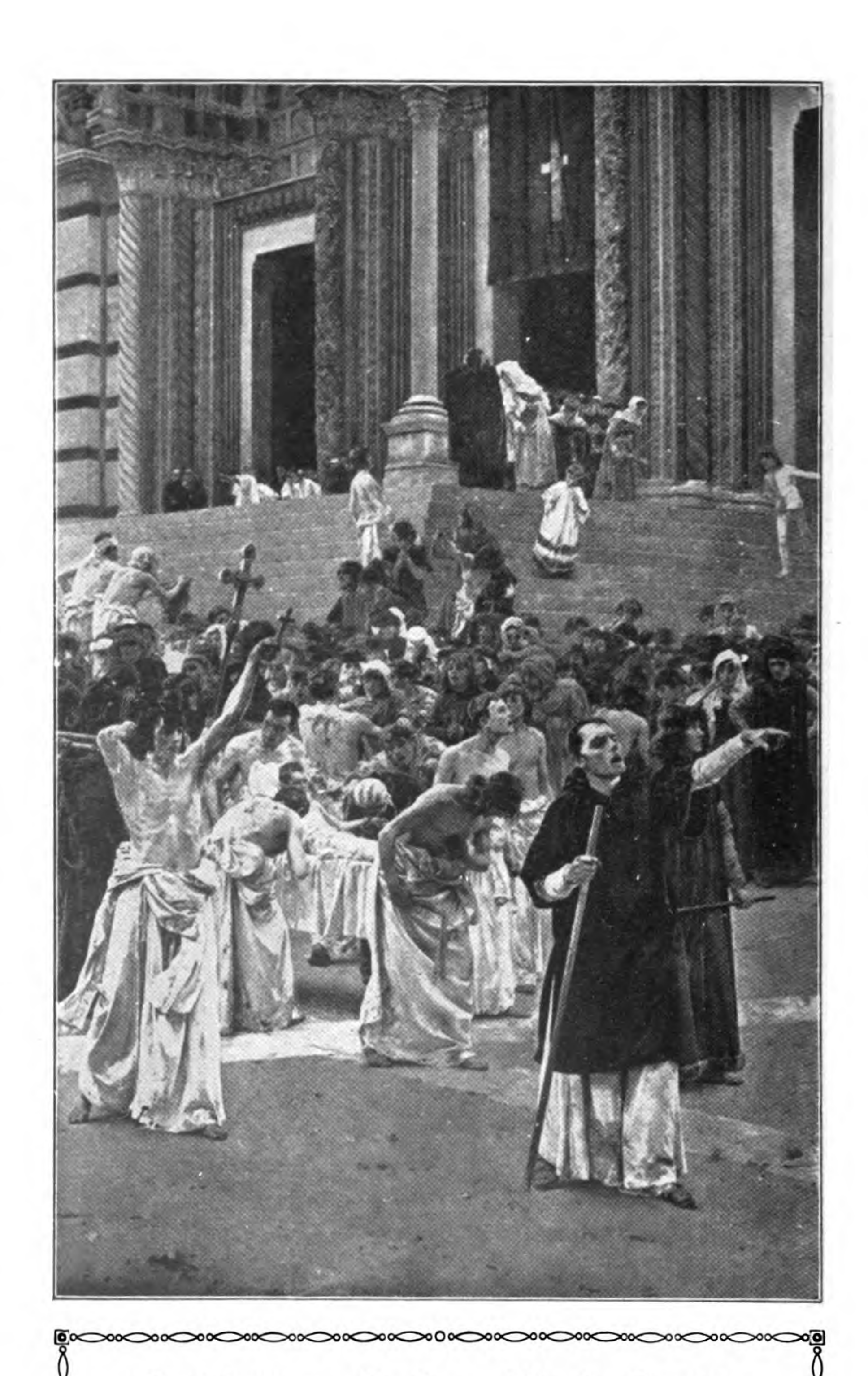
Ein Murmeln, das beinahe ein Murren war, erhob sich unter den Zuhörern und endlich sagte Dr. Römer: „Ist das eine Geschichte von heute? Standen nicht von Anbeginn der Kultur Mann und Weib so gegeneinander?"

Frau v. R. war etwas blaß und nicht unbewegt. Sie zwang sich zu lächeln und zeigte auf die Uhr, die eine vorgerückte Stunde wies. „Liebe Freunde," sagte sie, „es ist spät geworden. Ich meine, wir danken den Erzählern und kehren ein andermal zu der Frage zurück: Gibt es einen Stil in der Liebe?"



Carl v. Marr

Bildnis des Künstlers
nach einer photographischen Aufnahme



Ausschnitt aus Carl von Marr's Gemälde „Die Flagellanten"

Carl von Marr —

Von Dr. Georg Jacob Wolf

Im Jahre 1878 trug ein Dampfer einen jungen deutsch-amerikanischen Künstler aus dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten an die Gestade der deutschen Erde. Die Sehnsucht nach dem Lande, in dem seine Voreltern gesessen, in dem die treuen, innigen Meister des 16. Jahrhunderts ihre hohen Werke geschaffen, brannte gewaltig im Herzen des Zwanzigjährigen.

Dieser Kunstjünger war Carl Marr. Daß in Deutschland nach dem siegreich beendigten Krieg 1870/71 und nach der Begründung des Reiches das künstlerische Leben einen unerhörten Aufschwung genommen hatte, war auch jenseits des großen Wassers nicht unbekannt geblieben. Der Ruf gewichtiger Namen und die Kunde von glänzenden Werken, die in Deutschland entstanden, drang in die Welt hinaus, ganz besonders aber lockte den jungen Carl Marr die Botschaft, daß es in Deutschland Kunstschulen und Meisterwerkstätten gäbe, die sich allmählich geradezu zu „Geniebrutkästen" entwickelt hätten. Man wies namentlich auf München hin und auf die Schule des prachtvollen Wilhelm Diez; ihr war gerade damals in dem Amerikaner Frank Duveneck zu alten Sternen ein besonders glanzvoller neuer aufgegangen.

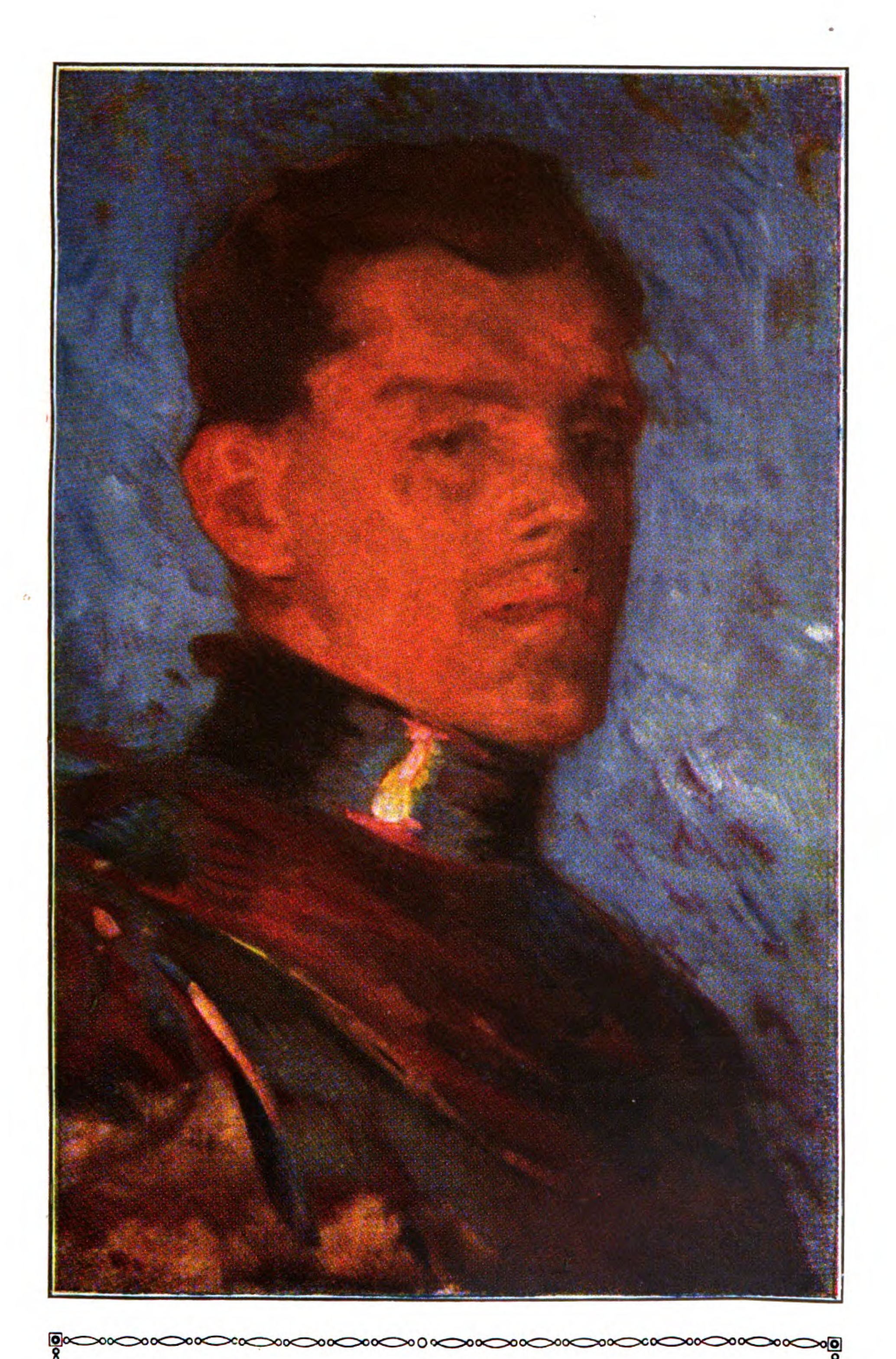
Diese gierig aufgenommenen Nachrichten von dem deutschen Kunstleben trafen Marr in Milwaukee, seiner Vaterstadt, in der er am 18. Februar 1858 geboren worden war. Er saß da in der kunstgewerblichen Werkstätte seines Vaters, der ein geschickter Graveur und Holzschneider war und in seinen Künsten den Sohn getreulich unterrichtet, ihn wohl auch über das eigene, im Grunde doch mehr handwerkliche Vermögen hinaus gefördert hatte. Des Vaters Wunsch war es, daß der Sohn über die engen Bezirke seiner eigenen Tätigkeit hinauswachsen solle, und deshalb

war er mit ihm einer Meinung, daß er nach Deutschland in die Schule gehen müsse. Dort sprudelte die klare Quelle,

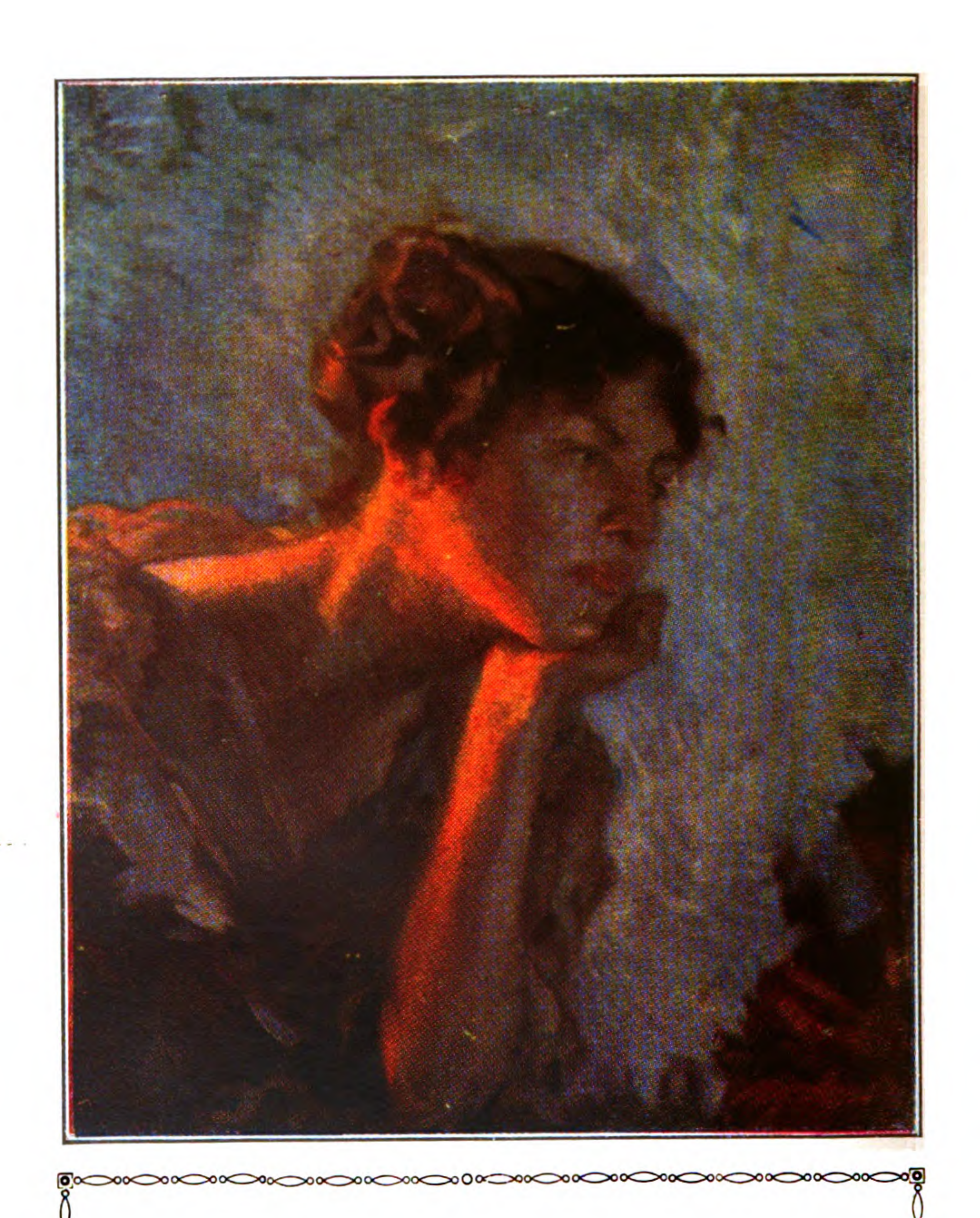
So war denn die Deutschlandreise beschlossen und ins Werk gesetzt worden. Natürlich ging die Sehnsucht des jungen Marr nach München. Aber so einfach vollziehen sich Künstlerschicksale nicht, wenigstens nicht für gewöhnlich. Umwege gehören dazu und haben noch selten geschadet. Auch Carl Marr konnte nicht schnurstracks an das Ziel seiner Wünsche eilen. Es gab allerlei hemmende Umstände, Zweifel des Vaters, Empfehlungen, Warnungen und Ratschläge, kurzum: Marrs erste Station in Deutschland wurde Weimar und es wurde ihm kein „fataler Ort".

In der stillen Residenz an der Ilm war damals, zu Ende der siebziger Jahre, die Atmosphäre noch mit klassischen Überlieferungen geschwängert, dort hing noch manches Fähnchen von Erinnerungen aus der großen Zeit, und allerorts traf man noch Leute, die auf Goethes Knien gesessen haben wollten. Im übrigen verlief das Leben geruhsam, und auf den nach Deutschland versetzten Sohn der Vereinigten Staaten mußte dieses kleinstädtische Stilleben und dieses Wurzeln in verpflichtender Überlieferung immerhin einen starken Eindruck machen. Den künstlerischen Unterricht Marrs in Weimar leitete Professor Ferdinand Schauß. Nachhaltigen Einfluß auf seinen Schüler scheint er allerdings nicht gewonnen zu haben; sicher hat das aber Marr auch gar nicht erwartet: Weimar konnte für ihn nur ein Übergang sein.

So treffen wir ihn bald in Berlin, aus der Idylle des mitteldeutschen Städtchens in das brausende Leben der Reichshauptstadt hineingeworfen mit der saftigen Fülle guter und schlechter Einflüsse. Was den künstlerischen Werdegang Marrs anlangt, so kam der Anfänger in Berlin zu einem Künstler, der auch heute noch, zehn Jahre nach seinem Tode, zu den nicht völlig erkannten, zu den problematischen Erscheinungen der deutschen Kunst gehört: es war Carl Gussow, der damals auf seinem von Akademie zu Akademie treibenden Wanderleben auf eineinhalb Jahrzehnte in Berlin zur Ruhe gekommen war. 1876 war er als Professor an die Berliner Akademie berufen worden. Da Gussow in der Zahl seiner Schüler den stolzen Namen



Idealfigur. Ölstudie



Bildnis. Ölstudie

Max Klingers aufzuweisen hat, eines Jüngers, der sich so unbedingt an seinen Lehrmeister gebunden fühlte, daß er sogar mit ihm die Übersiedelung von Karlsruhe nach Berlin mitgemacht hatte, um auch weiterhin seines Unterrichts teilhaftig zu werden, so ist an Gussows Lehrbegabung nicht zu zweifeln. Für Marr indessen scheint auch die Gussow-Schule nicht die richtige Schmiede gewesen zu sein. Es gab auch dort kein Gedeihen für ihn; mag sein, daß ihn auch wieder die einst so stürmisch rege gewordene Sehnsucht nach der Kunststadt an der Isar befiel: 1879 zog er mit fliegenden Fahnen und hochgespannten Erwartungen in München ein, in die Stadt, die ihn fesselte und zu halten wußte und zu deren führenden, durch Persönlichkeit, Lehramt und Ehrenstellung gleichermaßen ausgezeichneten Künstlern er heute gehört. In München hat sich Carl Marrs künstlerisches Geschick erfüllt, und dieser Erfüllung dürfen sich beide freuen: der Künstler und die Stadt, die seither seine zweite Heimat geworden.

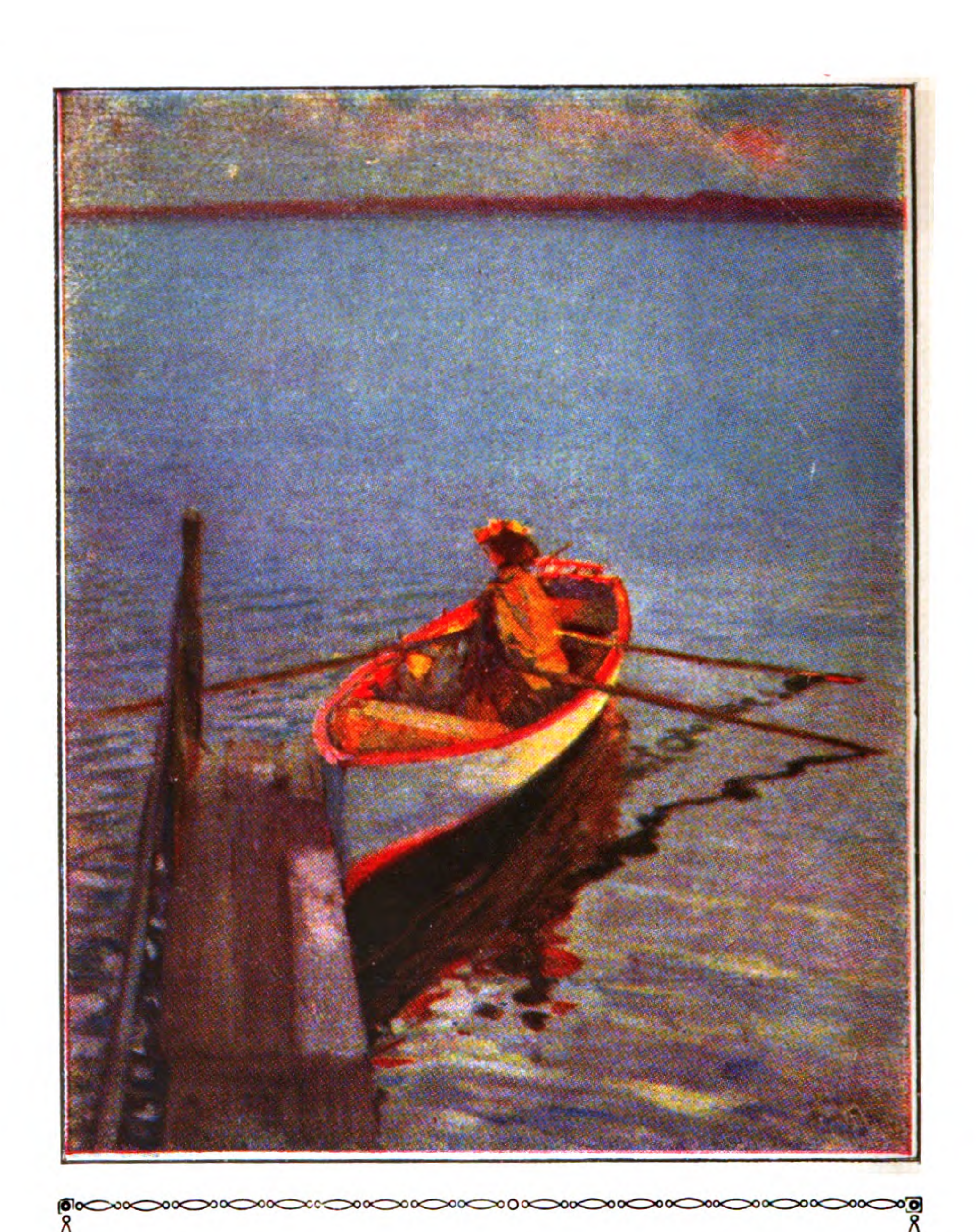
Otto Seitz wurde Marrs erster Lehrer in München, ein tüchtiger Maler, in dessen Atelier es im Hinblick auf Technik und handwerkliche Kunstgriffe etwas zu lernen gab, dessen Klasse auch nicht so überlaufen war wie die anderer Professoren mit klingenderem Namen, der aber dafür desto mehr sich dem einzelnen Schüler widmen konnte. Seitz hatte eine „Malklasse", das bedeutet die Mittelstufe des akademischen Unterrichts, den Abschluß stellt das „Komponieratelier" dar, in dem die reiferen Kunstjünger, gewöhnlich erst in den letzten Semestern vor dem Flüggewerden, unter der Anleitung des Lehrers „komponieren", d. h. selbständige, fertige, meist auch großformatige Bilder („Schwarten" heißt man das in der respektlosen Akademikersprache) malen. Marr trat 1880 in das Komponieratelier des damals auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Gabriel Max ein. Die poetische Kraft und romantische Mystik in Maxens Weltanschauung und Kunst ließen Marr nicht unberührt, obwohl Max nichts weniger als ein liebevoller Lehrer war: kam er doch oft wochenlang nicht in die Schülerateliers, sondern ließ seine jungen Schutzbefohlenen „wurschteln", wie sie wollten. Indessen ging von

der Persönlichkeit dieses Mannes, der zu seinem Künstlertum auch die naturwissenschaftliche Forschung und ein gläubiges Versenken in die Probleme des Spiritismus gesellt hatte, eine so starke Wirkung aus, daß ein empfängliches Gemüt und weiches Künstlerherz unbedingt in seinen Bann geraten mußten. So erging es auch Marr. Sein erstes größeres Gemälde ist in der geistigen Stimmung völlig von dem Weltanschauungspessimismus und von dem Allegorismus seines Lehrmeisters erfüllt. Es heißt „Ahasverus" und stellt den ewigen Juden dar, der auf seiner ruhelosen Wanderung am Strande des Meeres angelangt ist: da spült eine Welle den Leichnam eines schönen jungen Mädchens ans Ufer, und Ahasver, der Todsehnsüchtige, wirft sich verzweifelt über den entseelten Körper, als könnte er aus ihm sich den heißerwünschten Tod saugen.

Das war 1880, und nach einer zweijährigen Abwesenheit von Milwaukee kehrte Marr nochmals dahin zurück, aber nur für kurze Zeit. Schon 1882 taucht er wieder an der Münchner Akademie auf, diesmal aber in der vielbesuchten Komponierklasse Wilhelm Lindenschmits, der damals neben Wilhelm Diez der gefeiertste und erfolgreichste Lehrer der Akademie war. Der romantische Zug war das Hauptmerkmal dieser Schule und er begegnet uns auch bei den damals entstandenen Werken Marrs, auf seinem wundervoll schummerig gemalten, in der räumlichen Verteilung des Stoffes verblüffend geschickten Gemälde „Frundsbergs Werbung" und bei dem anderen, heute dem Münchner Kunstverein gehörigen Bilde „Die Kinder von Bunzlau", das eine Szene aus den Befreiungskriegen, die Speisung und Erquickung Gefangener durch mitleidige Kinder, zum Gegenstand hat. Im Stoff sind beide Werke echter Kinder ihrer Zeit, die das Historienbild und das sogenannte „historische Genrebild" über alles schätzte und ihnen vor jeder anderen Gattung des Gemäldes den Vorzug gab. Auch die Stimmung, die beide Bilder erfüllt, die Art, wie eine gewisse Anschauung in malerische Form übersetzt ist, entspricht vollkommen dem Geschmack der Zeit. Man muß sich wundern, wie es ein junger Künstler, der aus einem ganz anderen Kulturkreis und



Putto
Dekoratives Gemälde



Am Chiemsee. Ölstudie

aus einer ganz anders gearteten geistigen Atmosphäre hergekommen, in so kurzer Zeit (kaum fünf Jahre kannte er Deutschland) zuwegebringen konnte, sich völlig in dem Wesen der damals geltenden deutschen Kunstrichtung einzuleben. Dabei war er nach keiner Seite hin ein Nachahmer geworden, sondern überall zeigten sich Ansätze zu einem ausgesprochenen, rassig und zielbewußt sich entwickelnden künstlerischen Eigenwesen. Ganz neuartig und selbständig wirkte vor allem die farbige Haltung seiner Bilder. Da kündigte sich schon der Pleinairismus an, wenn auch noch nicht warm und leuchtend und als Evangelium der Lebensfreude. Immerhin war durch die Überwindung des saucigen, bräunlichen Galerietons, auf den man damals bei Piloty (zuweilen auch bei Diez) die Historienbilder stimmte, ein entscheidender Schritt nach vorwärts getan, mag auch die Wirkung noch keine starke und nachhaltige gewesen und das Aussehen der Bilder in ihrer kühlen, harten Kalkfarbe besonders für den kultivierten Farbensinn des Kunstfreundes von heute nicht gerade erfreulich sein.

Den äußeren Abschluß der ersten Entwicklungsperiode Marrs bedeutet das Riesengemälde „Die Flagellanten" mit seinen nahezu dreißig Quadratmetern Flächeninhalt und seinen mehr als zweihundert bis in die Einzelheiten durchgearbeiteten Figuren. Es ist vielleicht nicht am Platze, es Marrs „Meisterstück" zu nennen, auf alle Fälle aber stellte es mit allem Nachdruck fest, daß Marr nun aufgehört hatte, ein Lernender zu sein; denn es ist bis in jede Kleinigkeit „gekonnt", nirgendwo fühlt man Abhängigkeit oder Anlehnung, und in der Beherrschung der Technik und aller malerischen Ausdrucksmittel zeigt es den Künstler, der selbständig fliegen kann. Es wurde in der Lindenschmit-Schule begonnen, aber Raumnot zwang Marr, mit seiner Riesenleinwand aus der Schule auszuziehen: zum großen Leidwesen Lindenschmits, während der alte Piloty, der trotz Lindenschmits Vorstellung keinen geeigneten Raum zur Vollendung des Gemäldes überlassen mochte, den jungen Mann, der sein altbewährtes Rezept für das Historienbild gering achtete, unbewegten Herzens ziehen ließ.

Drei Jahre lang arbeitete Marr an dem Bilde. Nach

dem Verfahren, von dem der Impressionismus nichts mehr wissen will, machte er, nachdem einmal die Gesamtkomposition im Entwurf feststand, für jede einzelne Gestalt des Bildes genaue Einzelstudien hinsichtlich Bewegung, Ausdruck, Kostüm und faßte alles dies, das mit ungeheuerem Fleiß und außerordentlichem Geschick zusammengetragen war, in einem starken architektonischen Rahmen und unter einheitlicher Lichtführung zusammen. Auch diesmal überwog im farbigen Eindruck die Helligkeit. Es herrschen die ganz licht behandelten Schatten des reich nüancierten Weiß der Gewänder, zu denen das Inkarnat der Gesichter und Körper so merkwürdig steht, in Gegensatz dazu treten einige tief-sattfarbige Gewänder und die Kühle des Mauerwerks. Aber über solchen technischen Eindrücken dominiert die gewaltige seelische Wirkung, die von dem Gemälde ausgeht: der brünstige Fanatismus, die geistige Verzücktheit und Entrücktheit der Geißler, das Gepacktsein der ganzen Stadt, und die Massensuggestion des Bußgedankens. So empfanden auch die Besucher der Münchner Glaspalastausstellung vom Sommer 1889 das Gemälde, das das Hauptwerk der Ausstellung bildete.

Der Erfolg war ungeheuer, und Marr gehörte fortan zu den Künstlern, auf deren Wegen sich keine äußeren Hemmungen mehr einstellen. Freilich, Kämpfe blieben ihm fürderhin nicht erspart, aber sie waren nicht äußerer Art: es waren jene täglich aufs neue den echten Künstler anspringenden Kämpfe und Zweifel, ohne die echte Kunst nicht gedeihen kann; denn sie bedarf des Kampfes und würde erlahmen, wenn sie je aus Geruhsamkeit und kleinem Behagen in der windstillen Enge aufsteigen sollte.

„Die Flagellanten" sind ein Schlußpunkt. Hinter ihnen beginnt ein neuer Aufstieg, eine neue Periode im Schaffen des Künstlers hebt an. Nicht als ob Marr die Werke seiner Frühzeit und die Welt- und Kunstanschauung, aus der sie kamen, hinfort verleugnet hätte. Was er bei Seitz und Lindenschmit in technischer Hinsicht gelernt und was Maxens Beispiel und Vorbild an angeborener Romantik in ihm ausgelöst hatte, das schwingt bis heute in seiner Kunst fort, aber neue Erkenntnisse und neue Absichten



Im Abendrot
Ölstudie



Gruppe der „Tanzenden“
aus dem allegorischen Triptychon
„Ein Leben“
in Schloß Stein bei Nürnberg

traten hinzu, sein Anschauungskreis erweiterte sich, seine Philosophie schürfte tiefer, seine Formenwelt quillt von Jahr zu Jahr reicher, sein malerischer Vortrag wird immer weicher, geschmeidiger, delikater, ohne an Kraft zu verlieren. Die große Umwälzung im Münchner Kunstleben, die durch die Gründung der „Sezession" eintrat, ging nicht spurlos an ihm und seiner Kunst vorbei. Mit Erscheinungen wie Fritz von Uhde mußte er sich auf seine Weise auseinandersetzen, und seit er im Jahre 1893, ein erst fünfunddreißigjähriger Mann, als Professor an die Akademie der bildenden Künste in München berufen und dadurch ganz zum Münchner wurde, wuchsen und wachsen ihm die Probleme, die gerade mit den künstlerischen Erziehungsfragen so innig verknüpft sind, täglich in neuer Zahl und mit neuen Überraschungen zu und erhalten seine eigene Kunst jung und beweglich.

Einer bestimmten „Richtung" gehört Carl Marr nicht an. Er ist kein Programm-Maler. Er folgt einem unwiderstehlichen Trieb des Herzens, wenn er malt, und sein einziger Wunsch ist, so gut als möglich zu malen. Aber letzten Endes würde er selbst ratlos sein, wenn man von ihm ein Bekenntnis oder ein Programm forderte, oder wenn man ihn ganz unvermittelt fragen würde, was denn eigentlich das Wesentliche seiner Kunst ausmache. Vielleicht gäbe er uns das gleiche zur Antwort, das einst Anselm Feuerbach sagte, als man ihn fragte, was die Merkmale des guten Malers seien. „Vier Dinge," sagte er, „machen den guten Maler aus: Ein weiches Herz, ein feines Auge, eine leichte Hand und immer frisch gewaschene Pinsel" — und das sind „Dinge", an denen es auch Carl Marr niemals fehlte: das sind sozusagen seine „Programmpunkte".

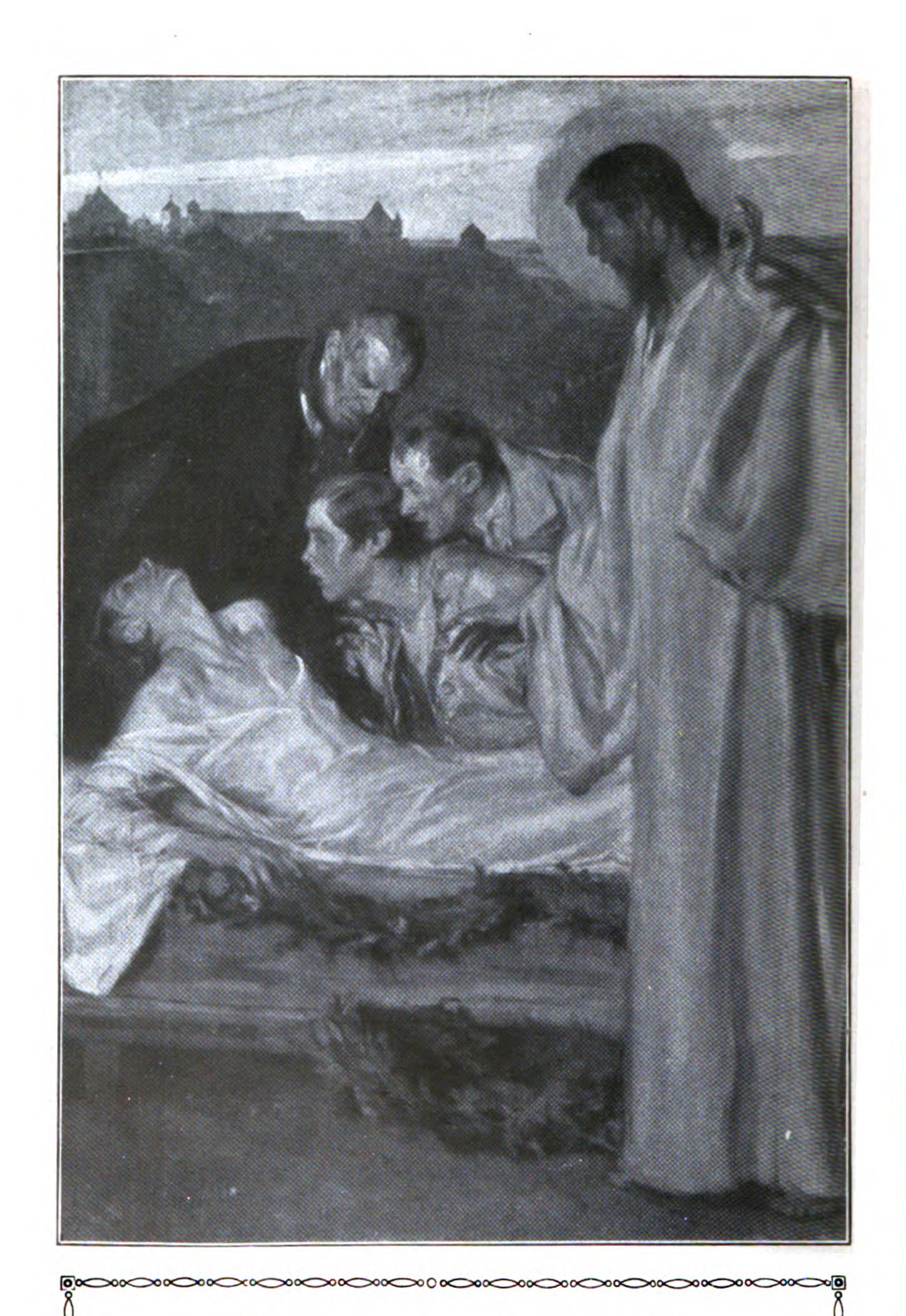
Muß aber nun einmal registriert sein, so möchte man Carl Marr wohl mit der meisten Berechtigung der Gruppe jener Künstler zuzählen, die darauf ausgehen, dem Rhythmus unserer Zeit durch eine großzügige dekorative Malerei zu entsprechen. Man erschrecke nicht vor dem Wort „dekorativ": es ist nicht so gemeint, wie es Feuerbach in seinem „Vermächtnis" verstand und verdammte, und mit Makart und

seinen Nachbetern hat es nichts zu tun. Der neue dekorative Stil, der hier gemeint ist, hat anderswo seine Wurzeln. Feuerbach selbst muß mit seinem Wiener „Titanensturz“ dafür in Anspruch genommen werden, Hans von Marées mit seinen Fresken in Dohrns zoologischer Station in Neapel, wohl auch Puvis de Chavannes mit seinen Genoveva-Fresken im Pantheon zu Paris. Piglhein, Herterich, Hodler, Ludwig von Hofmann, Erler, Stuck, Jank, Diez, Münzer — sie alle sind in diesem Sinne dekorative Künstler, und das will nicht sagen: Dekorateure, Kunstgewerbler, Leute, die ihre Kunst nur des Schmückens wegen betreiben, sondern Künstler, deren Art über das Staffeleibild hinausdrängt und sich in den großen, starken Rhythmen des Monumentalgemäldes findet. Damit soll den zahlreichen Tafelbildern, die diese Künstler geschaffen haben, nichts von ihrer Bedeutung genommen sein, aber es will mir eben scheinen, erst dann könnten sie sich ganz „ausleben“, wenn die Grenzen des Bildrahmens für sie nicht mehr bestehen, wenn sie wie Veronese und Tiepolo über Räume von ungewöhnlich mächtigen Ausmaßen gebieten, in denen ihr Genius ohne die Beschränkung des Formats die Schwingen entfalten darf.

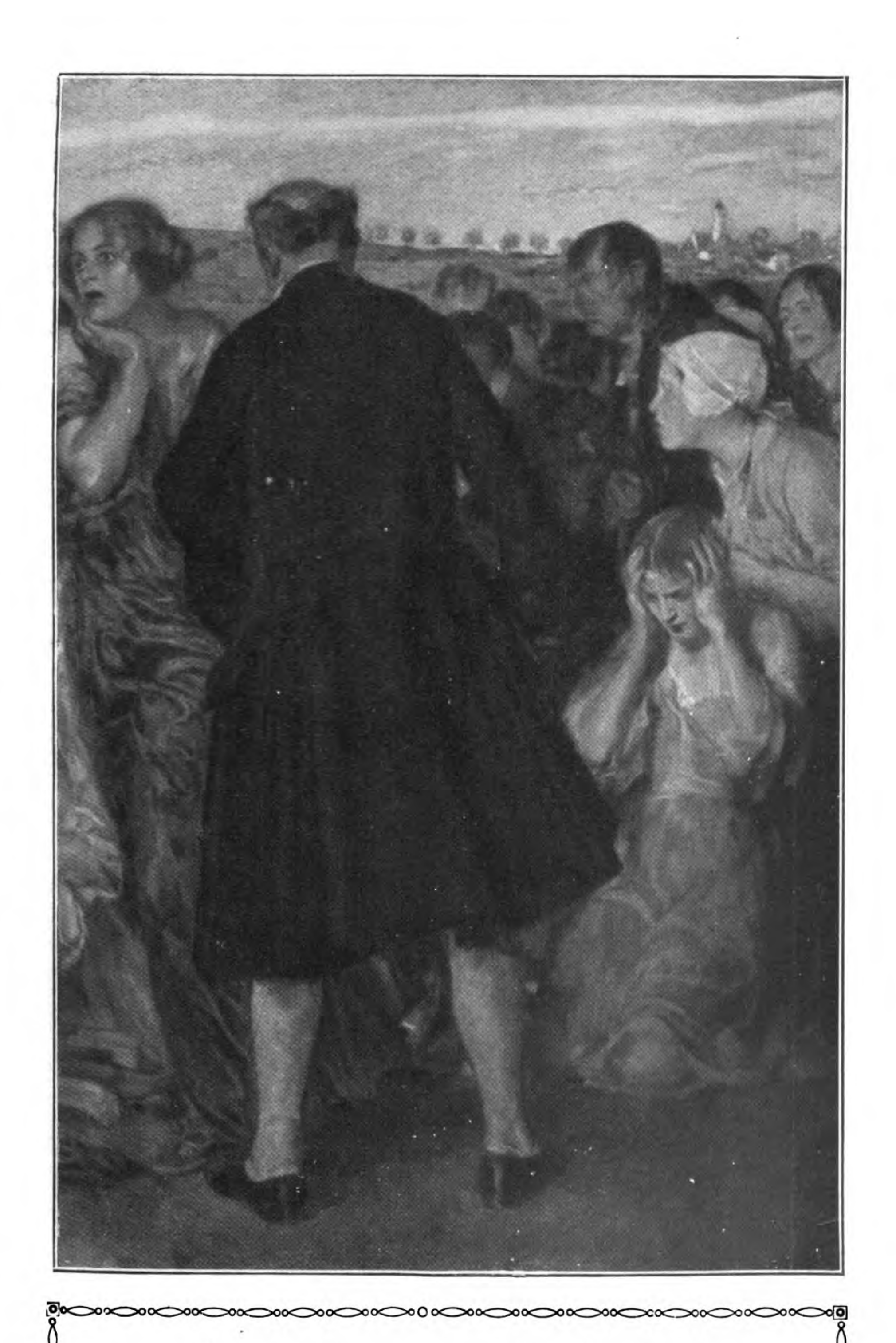
Carl Marr gehört zu dieser Schar. Mir ward Marrs hervorragende dekorative Begabung so recht bewußt, als ich im Jahre 1906 auf der Nürnberger Jubiläumsausstellung vor dem mächtigen Fassadenbild stand, das er am Hauptgebäude in das räumlich schwer zu disponierende Bogenfeld hineingemalt hatte. Der Vorwurf, den sein Gemälde zu erschöpfen hatte, war so banal als nur denkbar: es war eine Huldigung vor der Bavaria, der Schutzherrin Bayerns, darzustellen. Indessen: was hatte Marr aus dem Vorwurf zu machen gewußt! Wie drängte er das verlogen Allegorische, das sich vorwagen wollte, zurück, wie kam Leben, Gegenwart, warmherzige Beziehung zur Zeit in das Gemälde, das er im Rhythmus so fein hielt und das so stark und selbstverständlich im Aufbau wirkte! Bald folgte eine neue dekorative Aufgabe, gleichfalls im Frankenland, das aus der Barock- und Rokokozeit den Sinn für große, feine rhythmische Schmuckkunst in die Gegenwart herübergerettet hat. Es



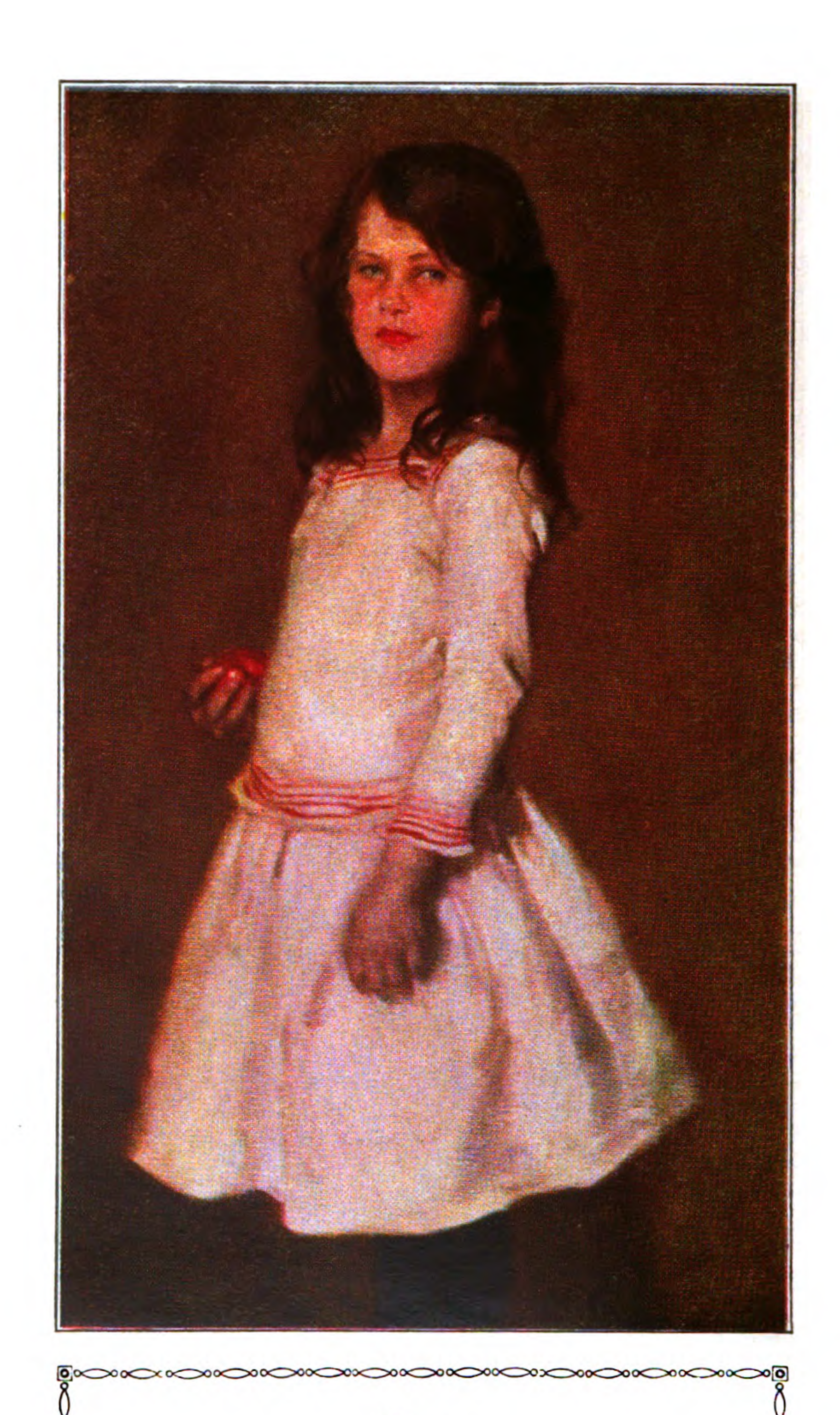
Ausschnitt aus dem Gemälde „Ein altes Lied“



Mittelgruppe aus dem Gemälde
„Der Jüngling zu Nain“



Rechte Gruppe aus dem Gemälde
„Der Jüngling zu Nain“



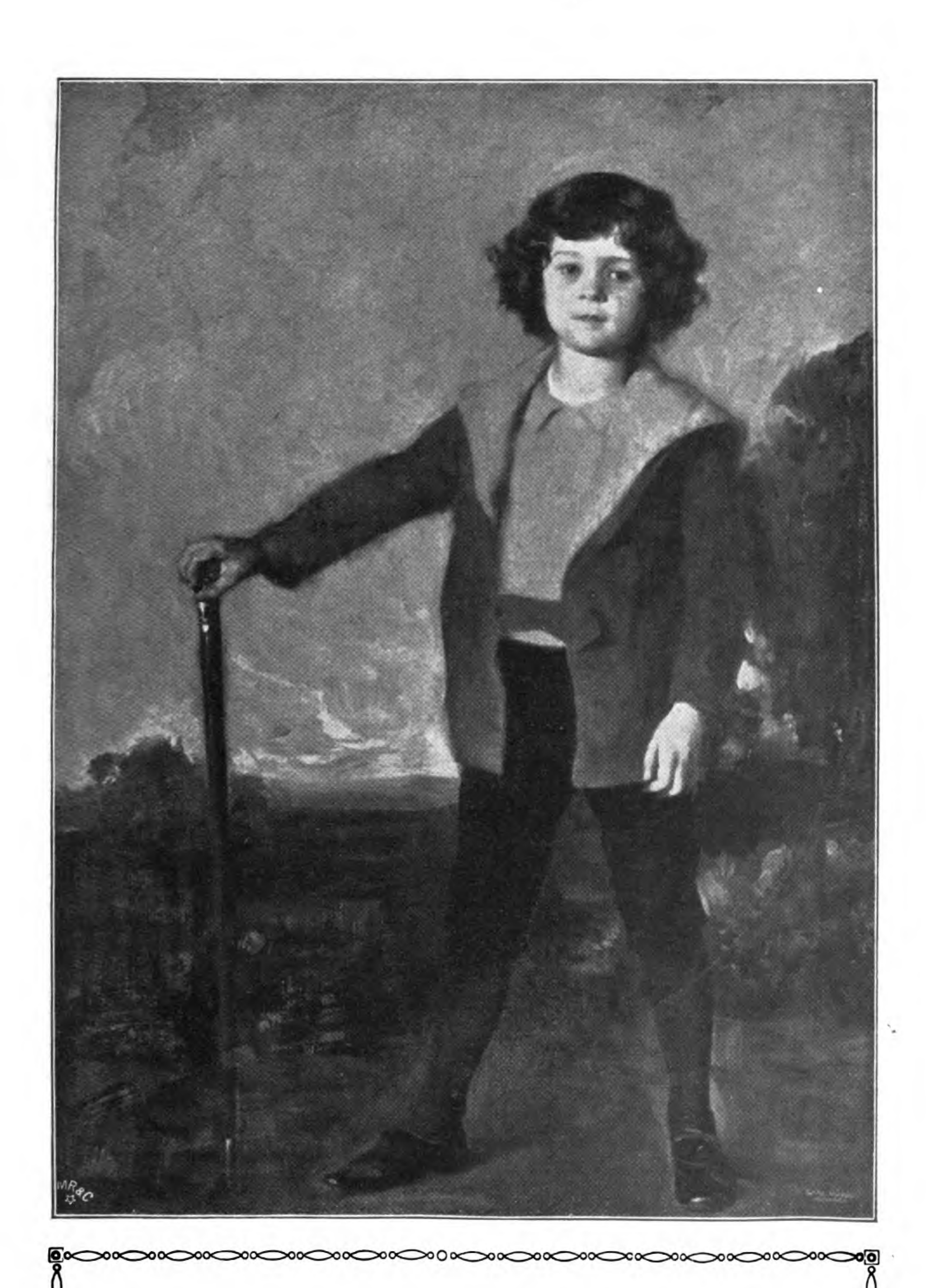
Ruth
Ausschnitt aus einem Gemälde

handelte sich um Wandmalereien im Speisesaal des Schlosses Stein bei Nürnberg. „Ein Leben" nennt sich der heiter-ernste Bilderzyklus, in dem Marr sein reiches Fabuliertalent und sein auf anmutige Linienführung und vornehme, dabei doch wirkungsvolle Farbenverteilung eingestelltes Gestaltungsvermögen frei spielen lassen durfte. Das Triptychon an der Hauptwand zeigt in sinnig schlichter Weise, wie gute Geister das Leben des Menschen von der Geburt bis zum Tode begleiten, wie die Heiterkeit und die Schönheit das Menschenkind umschweben, und wie die Welt dem guten Menschen immer licht erscheint. Diesem schönen, innigen Gedanken hat Marr vollendeten künstlerischen Ausdruck gegeben, Anmut und Rhythmus beherrschen das Bild: Lebensschönheit erfüllt es, und wenn man es recht herzlich betrachtet, schweift unwillkürlich die Erinnerung weit nach Süden, über die Alpen, zu der blumenreichen Stadt am Arno, die in einer ihrer stolzen Sammlungen ein Kunstwerk aus Sandro Botticellis Meisterhand birgt, das eine ähnliche Stimmung, nur vielleicht etwas herber und strenger ausströmt: die „Primavera". Wie lustiges Rankenwerk schlingt sich um Marrs Hauptbild in Stein allerlei frohes Schilderwerk, Genien und Mysterien, Symbole der Musik und der Poesie, Erde und Paradies, Jugend und Liebe und was sonst das Leben schön und feierlich macht.

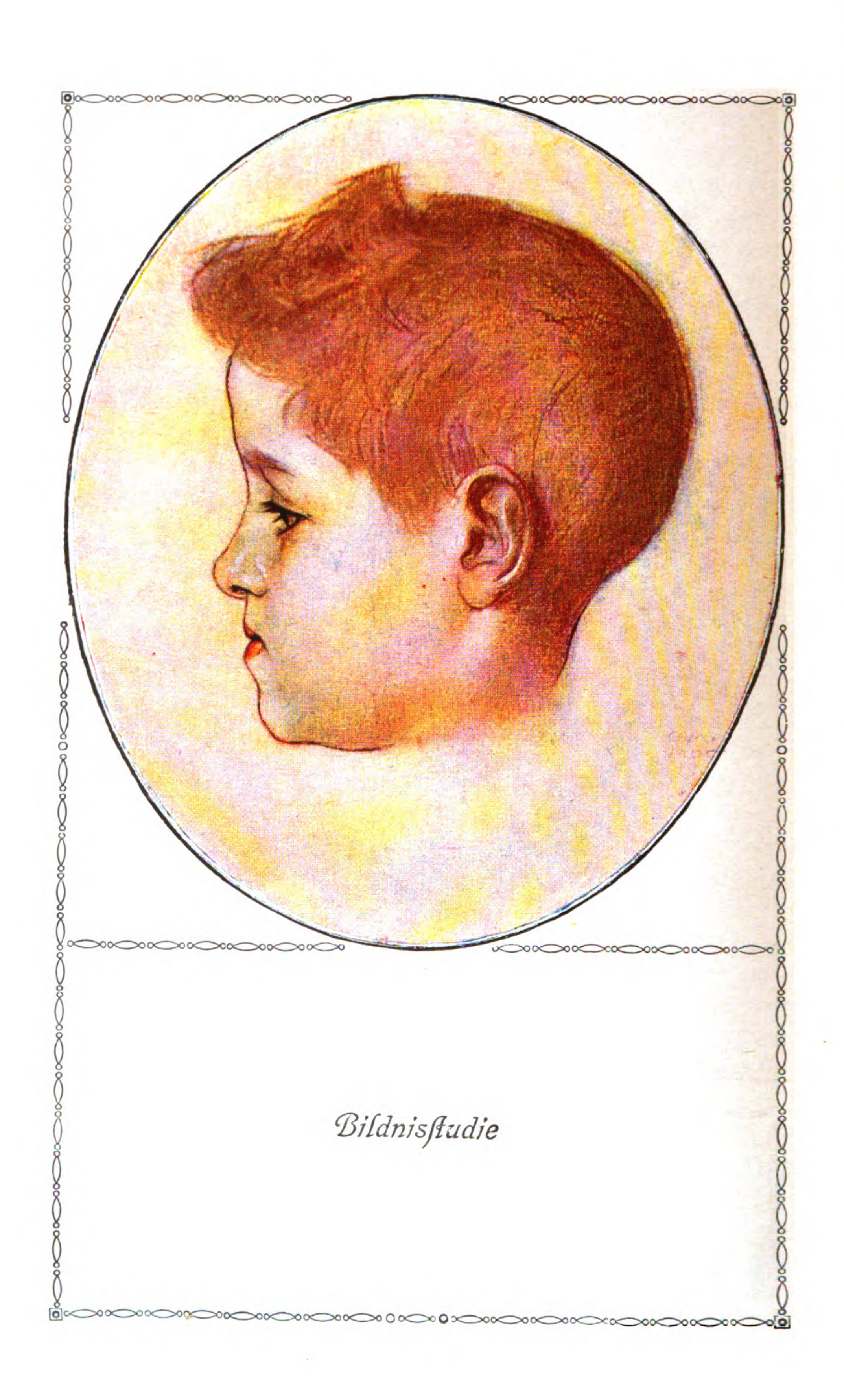
Mit diesen Malereien in Stein hatte Marr gewissermaßen das Fazit vorausgegangener Gemälde, die vom goldenen oder schwarzen Bildrahmen umspannt waren, gezogen. Da waren die Genien und Hesperiden, die unbewußt schönen und drolligen Kleinen wieder, dort die Ritter, die wie in den Waldgeschichten der Romantiker anbetend vor der nackten Herrlichkeit märchenhafter Frauen knien, da waren diese wundervollen Symbolisierungen von Dämmerung, Abendrot, Waldgeflüster, Einsamkeit und Quelle, die er mit völliger Ausschöpfung des Stimmungsgehaltes in die Gestalt zauberisch beleuchteter, überirdisch schöner Frauenleiber vor poetischen Landschaftshintergründen gebannt hatte. Auch etwas von der mystischen Religiosität, die aus anderen Bildern seiner Hand spricht, ist in die Malereien für Schloß Stein übergesprungen. Wie

hat er die Legende vom heiligen Franz von Assisi, der den Tieren predigt, neu zu deuten gewußt, welche Innigkeit spricht aus seinen engelumflatterten, lichtübergossenen Madonnen im grünen Hag, um die Rosen blühen und über die sich fruchtschwere Obstbäume wölben! Diesen religiösen Gemälden hat er späterhin ein Monumentalbild gesellt: „Die Auferweckung des Jünglings von Nain". In der malerischen Atmosphäre, die Uhdes herzensgeniale Bibelmalerei und das erschütternde Hauptbild Albert von Kellers „Die Erweckung von Jairi Töchterlein" gezeitigt hat, mochte die Beschäftigung gerade mit diesem Stoff und seine Ausformung im Kleid unserer Zeit naheliegen, aber Marr hat das Motiv ganz zu seiner eigenen Sache, zu einem erschütternden Dokument seines und nur seines künstlerischen Wesens gemacht. Wie paaren sich auch hier wieder Hoheit und Anmut, wie zieht ein starkes künstlerisches Temperament seine Linien durch das Bild, wie lebt jede Einzelheit, jeder Bildausschnitt, und wie fügen sich die Teile wieder zu einem starken Ganzen, zu einem tiefen Klang von der Wucht eines Lutherchorals!

Indessen nicht nur auf diesen feiertäglichen Höhen, wo die reinsten Menschengüter glänzen, bewegt sich Marrs Kunst. Es mag ihm wie ein Ausruhen sein, wenn er einkehrt in biedermeierlichen Stuben, wo sympathische Menschen sich an einem alten Lied erfreuen, das zum feinen Stimmchen des Spinetts erklingt, wo junge, schöne Frauen versonnen am Fenster stehen oder sich vor dem Spiegel schmücken, wohl auch mit dem Liebsten die Erinnerung beziehungsreicher Stunden wachrufen. „Das ist das Glück" hat Marr eines dieser Bilder getauft, und so ist es auch: seine Kunst, die mit ihren frei beherrschten Mitteln jede Stimmung wiederzugeben weiß, hat in solchen stillen, dämmerigen Bildern das Glück gemalt, das Glück schlechthin, das sich auch dem mitteilt, der sich in die Betrachtung dieser Schöpfungen vertieft. Diese Stimmung beglückt uns, wenn wir dem Künstler in holländische Räume folgen oder wenn wir uns von ihm hinausführen lassen ins Abendrot, wo sich am Rain das anmutige Mädchen sinnend niedergelassen hat, oder nach einem stillen Winkel des Sees, wo im Kahn



Bildnis



Bildnisstudie

ein sonnenbeschienenes Liebchen schaukelt. Bildnisse ernster, schöner Menschen sprechen nicht minder von abgeklärter Weltanschauung und innerer Heiterkeit: wie mütterlich-gütig und in dieser Güte trotz Runzeln und Falten so schön ist das Porträt von Marrs Mutter, wie reizvoll ist das Bildnis einer Tänzerin, deren geschmeidige Glieder unter der schimmernden Seide rhythmisch zu zucken scheinen, welcher Liebreiz spricht aus seinen mit humoristischer Gravität einhertretenden Kinderbildern!

So rundet sich in mannigfaltiger Fülle Marrs Werk zu einem prächtigen Ganzen, mit dem er dem deutschen Volk, dem Volk seiner Wahl, ein überreiches Geschenk gemacht. Indes nicht nur dies: auch seine feste, aufrechte, männliche Persönlichkeit hat er dem Gemeinwohl und der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt. Er ist als Lehrer vielen Strebenden und Suchenden ein zuverlässiger Führer geworden, und als nach Hans von Petersens Tod die Münchner Künstlergenossenschaft ihres Präsidenten beraubt war, da folgte er dem Ruf, der an ihn erging, und stellte sich trotz der schwierigen und wenig lockenden Verhältnisse, die er antraf, an die Spitze dieses größten Münchner Künstlerbundes. Nur ungern ließen ihn damals die „Bayern", deren Vorsitzender er bis dahin gewesen, ziehen, aber die kleinere Aufgabe mußte der größeren Pflicht aufgeopfert werden. Fast drei Jahre sind darüber schon wieder hingegangen, Jahre voll Sorge und Arbeit, aber auch Jahre des Erfolgs: hat doch Marr mit den beiden künstlerisch und wirtschaftlich so ergiebigen Ausstellungen, die unter seiner Führerschaft von der Münchner Künstlergenossenschaft im Glaspalast veranstaltet wurden, das ehrwürdige, fast zu ehrwürdige Institut zu neuem Leben erweckt und ihm eine beinahe aufreizende Modernität eingeflößt.

Man schaut zurück und sieht Marrs Werdegang sich folgerichtig abwickeln. Ganz ferne, ganz hinten, überstark verkleinert, so wie es einem der umgedrehte Operngucker zeigt, erblickt man den Kunstjüngling, der dem Dampfschiff aus Amerika entsteigt. Und lächelt bei diesem Bildchen voll Befriedigung: es war ein „glückhaft Schiff", das ihn zu uns herübertrug!

Urlaub

Von Hans Caspar von Zobeltitz

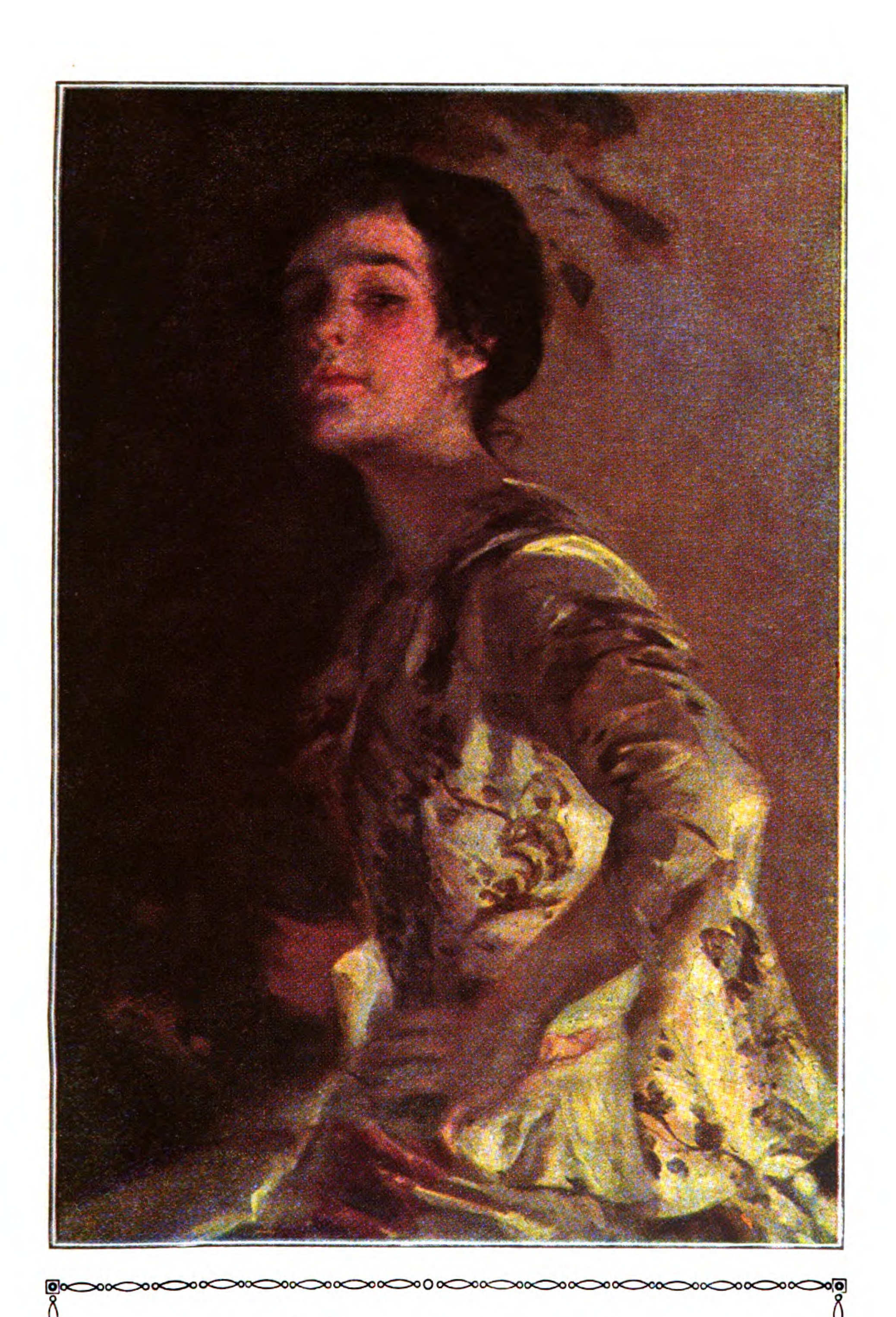
Kurze Röckchen, schlanke Füßchen,
Wie die lichten Friedensgrüßchen!
Wie sie wehen — wie sie gehn!
Und statt Minen und Granaten
Soll ich solche Schöpfertaten
Vierzehn Tage lang nun sehn.

Ach — ich weiß ja — leider, leider —
Ihr verpönt den Schmuck der Kleider
Streng als Friedensafferei'n,
Aber für uns arme Knaben,
Die gedarbt im Schützengraben,
Muß ihr Anblick Wonne sein.

Ja, ihr mögt die Nasen rümpfen
Vor den Schuh'chen, vor den Strümpfen
Und vor all dem lieben Tand.
Glaubt mir — seid ihr auch beleidigt —
Von uns wird auch dies verteidigt
Als ein Stücklein Vaterland.

Urlaub! Mädels! Blonde Köpfe,
Ihr vertreibt die Sauertöpfe
Wie ein frischer Frühlingswind.
Kraft wird uns ins Herz getragen
So von vierzehn Urlaubstagen,
Die wie vierzehn Küsse sind.





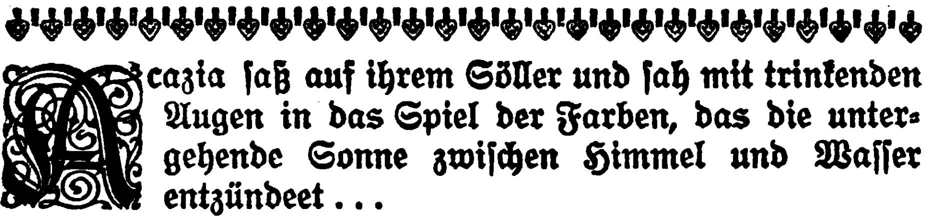
Bildnis einer Tänzerin
Ausschnitt



Plakatentwurf

Die Blumen der Acazia

Erzählung von M. E. delle Grazie



Acazia saß auf ihrem Söller und sah mit trinkenden Augen in das Spiel der Farben, das die untergehende Sonne zwischen Himmel und Wasser entzündeet ...

Es war ein uralter Palast, den die Acazia auf dem Lido bewohnte. Eines jener Häuser, die ihre Besitzer verlassen, als die vornehmen Geschlechter Venedigs dem Dogen nach dem Rivo Alto folgten. Aber die Acazia gefiel sich in dem weiten, stillen Hause, dessen lauschige Stuben nun ein doppelt verschwiegenes Asyl der Liebe boten, während seine grauen Söllerchen wie Nester wilder Tauben ganz in die Luft hineingebaut waren.

Von einem wildwuchernden Garten umwachsen, stand der Palast frei und hoch da, sah gen Osten in den dunkelblauen Purpurglanz der Adria bis an den grünen Strand von Tergeste, gegen Norden und Westen mitten in die Lagunen hinein. Der breite Kanal von San Marco aber führte den Blick der Acazia wie ein smaragdenes Geleise bis nach der Piazzetta, von der leuchtend und lockend und gebietend die Wunderbauten der Dogenstadt herübergrüßten. Und weil all ihr Vergnügen, all ihr Reichtum auf verschwiegenen Gondeln von dort herüberkam, liebte es die Acazia, gerade hier zu sitzen und mit wissenden Augen nach dem goldenen Venedig hinüberzuschauen. Das so stolz war und so fromm und doch nicht sein konnte ohne ihresgleichen!

Heute aber saß die Acazia ganz aufgelöst auf ihrem Söller, denn es war der Tag, an dem ihre syrische Sklavin die Locken der Herrin in jenes goldene Blond umzufärben pflegte, das die Wonne der dunklen Venezianer war. Sowie die Magd aber ihr Werk vollendet hatte, mußte die Acazia noch stundenlang mit gelöstem Haar im Freien

sitzen. Denn die Sonne selbst mußte als letzte Künstlerin der aufgetragenen Farbe jenen entzückenden Goldton leihen, der die Augen der Männer so trunken machte.

Für die Acazia freilich war der Tag immer eine Buße. So reichlich auch die Kühlung war, die zwei andere Mägde ihr unausgesetzt zufächeln mußten. Kam aber dann der Abend heran, wie jetzt, so befahl sie die endlos Schwatzenden hinweg und blieb in ihrem spinnwebdünnen Gewand auf dem Söller, ganz dem wohligen Hauche hingegeben, der von der Lagune herüberstrich.

An der Giudecca und San Giorgio vorüber ging ihr Blick immer wieder nach der Piazzetta. Die Marmorplatten des Dogenpalastes leuchteten festlich herüber. In mystischem Glanz flammten die Kuppeln San Marcos. Voll und scharf trat der Campanile hervor und von dem Erz seiner ehrwürdigen Glocken sprang das Licht in flirrenden Büscheln zurück und wob eine Gloriole um das Haupt des Turmes, die noch den Marmor der Balustrade wie mit feinstem Goldstaub überrieselte.

Auf der Piazzetta selbst aber drängten sich die Menschen, daß einem wohl schwindeln konnte, wenn man allzulang in das Gewühl hineinsah. Weshalb zuletzt auch die Acazia wie ermüdet die Lider schloß, um besser den Ereignissen nachhängen zu können, die sich dort vorbereiteten. Denn die Christenheit rüstete zu einem neuen Kreuzzug wider die Ungläubigen, der von Venedig ausfahren sollte. Von der „Königin des Meeres", die Tag um Tag nun aus aller Herren Länder die Streiter empfing, die sich hier versammelten im Namen des Herrn. So fromm schien plötzlich die ganze Welt geworden.

Aber die Kurtisane wußte es besser. Ob der festliche Tag auch dem Himmel gehörte — diese lauen, buhlerischen Maiennächte gehörten noch immer der Erde! Und während die Acazia das dachte, lächelte sie und begann mit schmeichelnden Griffen an ihrem Schmuck herumzufingern. An dem Ring mit dem glutenden Rubin, der über ihrer blassen Haut zu verbluten schien, an der goldenen Schlange, die sich mit schillernden Smaragdgliedern um ihren feingeäderten Arm wand, an der großen rosa Perle, die an

einem blitzenden Goldkettchen zwischen ihren weißen Brüsten hing. Der Ring war in der Provence geschmiedet worden. Das Armband hatte die Grachten Hollands gesehen. Die Perle aber hatte ein Prälat aus einer Monstranz gebrochen, um die Acazia besuchen zu können.

Wußte einer von all den Baronen und Herren, ob er von der heiligen Fahrt zurückkam? Da fanden sie es keine Sünde, sich noch einmal so recht trunken die Welt zu beschauen. —

⁂ ⁂ ⁂

Über all diese Gedanken war die Acazia in einen leichten Schlummer hinübergeglitten und als sie die Augen wieder aufschlug, war die Sonne versunken und die weiche Dämmerung des Maienabends stand am Himmel. Über der Piazzetta hing es nun wie ein silberner Flor. Nur das Kreuz San Marcos flammte noch im Prunk der Abendfarben.

Schon wollte sich die Acazia erheben, als eine Gondel ihren Blick auf sich zog, die von dem Kirchlein San Niccolo geradeswegs auf ihr Haus zusteuerte. Daß es die Gondel eines Vornehmen war, unterlag keinem Zweifel. Von den schwarzen Baretten der Gondoliere wehten lange Reiher. Aber keine Hand lüftete die Vorhänge, obwohl es doch schon dunkel genug, um wenigstens einen Blick ins Freie zu wagen, wenn man auch zur Acazia fuhr.

„Ein hoher Herr!“ Die Kurtisane lächelte zur Lagune nieder. Dann wandte sie sich nach dem dämmernden Gemach zurück, in dem ihre Vertraute eben die byzantinischen Kandelaber ansteckte. „Draguccia!“

Die Gerufene erschien. Es war eine alte, derbknochige Zaresin mit kleinen, blinkernden Slavenaugen und einem breiten weißen Schleiertuch, dessen Spitze bis tief in die Augen hineinhing. Sie hatte sich der Acazia angenommen, als sie noch ein Kind war, die Waise armer Salzsieder aus Jesolo. In ihrer Hut war die Acazia aufgewachsen. Und als die Alte sah, daß die Jungfrau zu schön war, um eine Magd zu werden, fuhr sie eines Tages mit ihr kurz entschlossen nach Venedig hinüber. Dieses Kind der Lagune war so zauberschön, daß die Draguccia meinte, kein

Geringerer als der Doge müsse als erster den Preis für diese Unschuld zahlen.

Das war vor zwölf Jahren gewesen, und Orio Malipiero hatte damals den „Corno" getragen. Ein weißbärtiger, ehrwürdiger Herr, der Frau und Kinder und Enkel hatte und mit scharfen Adleraugen über dem Ruhm Venedigs wachte. Das alles sagte man der Draguccia und lachte sie aus, wo sie laut wurde mit ihrem Plan. Bald aber gesellten sich zwei Gondoliere zu der Alten, die das Geschäft gut fanden und so lange mit der jungen Taube hinter und vor und neben der Gondel des Dogen herfuhren, bis Orio sah, daß Venedig doch auch noch anderes hervorbrachte als Sorgen.

Er mietete damals den Palast für die Acazia und schmückte das weiche Nest seiner späten Leidenschaft mit allen Kostbarkeiten, die Venedigs Galeeren über drei Meere trugen.

„Il Bacchanale" nannte der Mund des Volkes seitdem den schweigenden Palast auf dem Lido, der seines Dogen späte Torheit sah. Bis der greise Orio eines Tages aus dem Sündentaumel erwachte und zuerst nach dem stillen San Michele hinüberfuhr, um am Grabe seines toten Weibes um Verzeihung zu bitten, und noch am Abend desselben Tages als Büßer an die Pforte von San Zaccaria klopfte — — des ehrwürdigen Klosters, hinter dessen Mauern so viele Dogen Venedigs zuletzt ihre Schuld geflüchtet und ihre Sühne.

Die Acazia freilich blieb als eine der reichsten Schönen Venedigs zurück. Konnte Brokate tragen und Byssushemden und in Gold und Edelsteinen wühlen. Venedig aber hatte bald nicht genug Gondeln, um die Erbschaft des Dogen anzutreten.

Wer war es heute? — — —

⌘ ⌘ ⌘

„Besuch, Draguccia!" sagte die Acazia. „Bring' mir den grünen Samtmantel. Den mit den goldenen Lilien."

Nun spähte auch die Draguccia. „Wer wird es sein?"

„Frag' nicht lang. Die Gondel wird gleich anlegen."

„Willst du das Haarnetz mit den Rubinen?"

„Gib mir heute die Silberhaube mit den Amethysten."

„Du hattest recht," nickte die Draguccia mit Kennermiene. „Sieh selbst!"

Sie hielt ihr den goldgefaßten Handspiegel entgegen, dessen Fassetten mit dem Glanz der Diamanten eiferten, die aus dem Schlingwerk seines Rahmens blitzten.

„Ich wußte es," sagte die Acazia. „Halte Silber neben Gold und es wird noch tiefer leuchten. Wenn man hineinsieht, beginnt man zu träumen. Und wer zu träumen anfängt, weiß nie, wo er enden wird. ... Meine Laute und Blumen?"

„Wir haben keine Blumen mehr."

„Im Mai?"

Die Draguccia zog bedauernd die Schultern empor. „Ich weiß nicht, woran es liegt. Haben wir hier zuviel Schatten oder ist es zu feucht? Der alte Malipiero wollte dich ja förmlich begraben unter all dem Grün. Nun darfst du endlich auch den jungen Augen leuchten!"

Die Acazia zog nachdenklich die dunklen Brauen zusammen, die wie entbreitete Adlerschwingen über den smaragdenen Augen standen. „Und doch hat nur e r mich geliebt, Draguccia. Die anderen ... sie kommen und dann gehn sie wieder. Er aber ... wie eine Muranovase hat er mich in den Händen gehalten."

„Du bist krank von dem vielen Sitzen heute," krähte die Alte unwillig. „Hat man schon gehört, daß ein schönes, junges Weib sich nach einem Alten sehnt?

Da sprang unten mit lautem Geglucks eine Welle an den Strand. Gleich darauf legte die Gondel an.

„Wer ist es?" forschte die Acazia.

Die Draguccia beugte sich hinab — sah in die Dämmerung hinein, lange, schweigend, wie jemand, der nicht klug wird aus dem, was er sieht ... Endlich wandte sie sich um. Ihr Antlitz war aschfahl. „Ich glaube, es ist der Doge ..." kam es zurück. Mehr gehaucht als gesprochen.

„Dandalo?"

„Er selbst —"

„Was kann er wollen?“ stammelte die Acazia erbleichend. „Ein Neunzigjähriger! Es kann nur mein Verderben sein —“

„Geh ihm entgegen, wirf dich zu seinen Füßen,“ stotterte die Draguccia.

Wie ein Marder glitt die Acazia über die Treppe, kam gerade zurecht, um der syrischen Magd die Klinke der Türe aus der Hand zu nehmen, die in den matterleuchteten Vorsaal führte, riß sie auf und sank auch schon in die Knie. Denn, wahrhaftig, da stand er, Enrico Dandalo!

Ein schwarzer Samtmantel fiel in weichen Falten an der hohen Gestalt nieder. Die langen, weißen Haare deckte eine seidene Kapuze. Nicht anders, denn einer der Edlen Venedigs stand er vor ihr. Ganz verborgen in der Bescheidenheit seines Gewandes.

Aber er war es, er selbst!

Die Augen des Halberblindeten, die mit suchendem Blick an ihr niederglitten, verrieten ihn. Die hohe würdevolle Haltung des Gebieters. Die knechtische Beflissenheit, mit der die Gondoliere dem Mächtigen ihre Schultern als Stütze boten und dastanden, jedes Winkes gewärtig.

„Womit kann eine Sklavin deiner Hoheit dienen?“ stammelte die Kurtisane zu dem Gewaltigen empor.

„Bist du die Acazia?“ fragte der Greis zurück.

„Sie selbst, o Herr, wenn du es gestattest.“

Und das Haupt noch tiefer zur Erde beugend, legte sie die brennenden Lippen auf seine Hand. Leise zog Dandalo die Hand zurück. Es war ein Gesicht wie von Stein, das auf die Kurtisane niedersah. Aber ein Etwas in diesem Antlitz gab ihr plötzlich einen merkwürdigen Mut. Die Hand, die sich der ihren entwunden, hatte mit einem flüchtigen Druck geantwortet.

Womit er auch kommen mochte, er kam nicht als Feind! Das eine wußte nun die Acazia. Und weil sie eine Venezianerin war und findig und klug, sagte sie sich noch eins: ‚Wenn er auch meine Liebe nicht mehr sucht — etwas will er von mir. Und wenn große Herren so verschwiegen zu meinesgleichen kommen, wollen sie viel.‘

Sie erhob sich, ließ den Mantel bis an die bloßen Schultern gleiten und sprach: „Wenn dir meine Schwelle nicht zu gering ist, Herr?“

„Führt mich zu einem Stuhl,“ gebot der Doge den Gondolieren.

„Hier!“ rief die Acazia, nach einem hohen, gotischen Stuhl weisend und nicht ohne Stolz fügte sie hinzu: „Hier ist schon ein Doge gesessen!“

Da glitt das erste Lächeln über das steinerne Antlitz Dandalos. Und während er mit der knöchernen Rechten wie tastend an ihrer seidenen Schulter niederfuhr, sprach er scherzend: „Er war jünger als ich, als er da saß und darum glücklicher.“

Wie zwei Schatten glitten die Gondoliere hinaus.

„Und nun sag' mir, ob wir hier allein sind?“ fragte Dandalo, in die plötzliche Stille hineinhorchend.

„Bei mir ist man immer allein, Herr —“

„Ebbene!“ nickte der Doge. „Es ist ein Geheimnis des Mars oder auch —“ er lächelte — „des Merkur. Aber gerade darum ein Geheimnis Venedigs. Ja —“ und nun legte er auch die Linke auf die Schulter der Acazia. „Venedig selbst kommt heute zu dir, meine Tochter.“

„Und wenn es mein Leben fordert, Erlauchter,“ rief die Acazia wie hingerissen — „du sollst es haben, o Herr!“

„Wir brauchen nur deine Schönheit, süße Tochter, und deine List. Denn wo ein Weib so geraten ist wie du, kann es mehr erreichen, als aller Männer Weisheit und Blut. Das hat sich Enrico Dandalo gesagt, als er heute die Gondel bestieg und zu dir fuhr, ohne den Großen Rat zu befragen. Und das ist das zweite, was du wissen sollst: Nur ich und du werden von dem Kenntnis haben, was ich dir jetzt sagen will. Verstehst du zu handeln und zu schweigen, wird es dein Glück sein. Der Verrat aber wäre dein Tod. Nun überlege, eh' Venedig sich vor dir enthüllt.“

„Ich hab' es schon, Herr,“ rief die Acazia, aufs neue ins Knie sinkend. „Und hier bin ich.“

„Schau' erst, ob niemand hinter deinen Türen steht,“ gebot der Gewaltige vorsichtig. „Und dann rück' dir die

Truhe dort heran. Ich will nicht, daß du immer kniest oder stehst vor mir ..."

„Hier hat ein Greis ein unwissendes Kind geliebt, Herr," sprach die Acazia. „Und seine Scheu vor den Lauschern war so groß, daß er am liebsten eine Festung aus diesem Hause gemacht hätte. Sieh selbst, welche Türen sein Geheimnis gehütet haben ..."

Damit öffnete sie die Türe, die über eine breite Sandsteintreppe in den alten Garten hinausführte. Schwer drehte sie sich in den Angeln. Sie war mit gehämmerten Bronzeplatten beschlagen. „Hast du meine zwei Molosserhunde bellen gehört?" fragte die Acazia.

Lauschend neigte Dandalo das Haupt vor. „Meine Ohren haben, was meinen Augen fehlt ... aber nein, ich höre nichts mehr."

„Und jeder hat die Höhe eines Kalbes, Herr! Und wenn sie nachts den Mond anheulen, hört man sie bis nach Murano hinüber. —"

„Durch dieses Pförtchen geht mein Gesinde aus und ein," sprach die Kurtisane, während sie auf einen metallenen Knopf drückte. „Nun ist es offen, nicht wahr? Wenn ich aber auch hier allein sein will —" Sie drückte auf einen zweiten Knopf. Wie ein Blitz fiel eine eiserne Falltür nieder.

„Sie würde für eine Folterkammer genügen," nickte der Doge.

„Hier steigt man zu mir empor," sagte die Acazia mit einem geheimnisvollen Lächeln. „Aber ob ich oben in mein Gemach trete, oder hier unten weile — sieh selbst, was geschieht, wenn ich nicht belauscht werden will ..."

Sie trat an eine violette Marmorplatte, die in das Mosaik des Bodens eingelassen war und setzte die Spitze des goldbeschuhten Fußes in einen Bronzering, der das Zeichen eines Gestirnes trug. Und plötzlich kam es wie ein mächtiges Gebraus aus der Tiefe — erst dumpf anschwellend, wie das Getöse unterirdischer Wasser, dann in eine wilde, sinnbetörende Musik übergleitend, die den alten Palast förmlich erbeben machte unter den mystischen Schauern ihrer Töne ...

„Und nun, Erlauchter, sag' mir, was nur ich und du wissen dürfen," lächelte die Acazia triumphierend.

⌘ ⌘ ⌘

„Ich glaube du weißt," begann der Doge, „was dieser Kreuzzug uns kostet? Sechzig Galeeren mußte die Republik bauen. Ich schweige von denen, die für die Lasten und Lebensmittel gestellt worden sind."

„Seh' ich doch ihre Masten ins Blaue starren, so oft ich auf meine Loggia trete, Herr!" nickte die Kurtisane. „Wie ein Wald stehn sie gegen den Himmel ... Venedig darf stolz sein, Herr!" Sie hatte, während sie so sprach, ein üppiges Kissen von der Truhe zur Erde geworfen und ließ sich nun lässig darauf nieder. Dabei war der Mantel ganz von ihren Schultern geglitten, und der Hermelin seiner Innenseite breitete sich um ihre Reize.

Aber Dandalo schien nunmehr auch ihre Nähe vergessen zu haben. Den starren Blick der halberblindeten Augen in Fernen gerichtet, in die der Geist eines Weibes nicht hineinzudringen vermochte, sprach er so ruhig weiter, als säße er mitten im Großen Rate. „Fünftausend Ritter haben wir zu übersetzen, die neuntausend Knappen mit sich führen. Es wird Herbst werden, bis wir fortkommen. Unterdes hat Venedig ihre Gegenwart zu ertragen."

Er sprach es hart, verächtlich. So ganz überzeugt, von der Venezianerin verstanden zu werden.

„Barbaren!" lachte die Acazia auf. „Und wie sie lärmen, Herr. Ob sie nun hadern oder beten, es ist immer derselbe Ton."

„Du wirst ja einiges davon wissen, meine Tochter!"

Die Kurtisane warf sich zurück und lachte. Ich lerne zwar nur ihre Großen kennen. Tiere sind auch sie."

„Und für all diese Mäuler und Kehlen haben wir ein ganzes Jahr lang zu sorgen," fuhr der Doge wie angeekelt fort. Wir haben es gelobt und werden es erfüllen."

Seine mächtigen Augen, die trotz ihrer Blindheit noch immer wie zwei dunkle Sterne in den tiefen Höhlen brannten, lagen nun voll auf dem Antlitz der Acazia. „Neunzigtausend Mark Silber Kölner Gewichtes sollte die Republik für dies alles bekommen, das Geschäft wäre nicht so

schlecht, wie du siehst. Aber — sie haben bis heute kaum ein Drittel des Geldes aufgebracht. Können sie uns nicht ganz bezahlen, so sollen sie uns dienen!" Und wieder ballte sich seine Rechte zur Faust — hart, fest, daß die welken Adern wie Sehnen hervorsprangen.

Die Acazia verschränkte die Arme und begann sich leise hin und her zu wiegen. Und ein Lächeln satten Triumphes kräuselte ihre Lippen, als sie erwiderte: „Man erzählt, daß du mit ihnen zuerst gegen unsre Feinde in Zara kämpfen willst."

Mit einem steifen Ruck lehnte sich Dandalo zurück.

„Wie kann der große Niemand erzählen, wovon kaum ein Dutzend Kenntnis hat? Das wird dir ein betrunkener Flamländer ins Ohr geraunt haben."

„Es ist, wie du sagst, Herr!" gab die Acazia mit einem silbernen Lachen zurück. „Sie trinken auch bei mir. Und dann sagen sie oft mehr als ich wissen will. Denn was sind mir die Händel der Welt?"

„Weintonnen sind sie," sprühte Dandalo auf. „Und ehrvergessene Buben. Glaubst du, daß ein Venezianer jemals die Geheimnisse seiner Vaterstadt preisgäbe?"

„Nicht auf der Folter, Herr!" rief die Kurtisane.

„Dann erwäge, was mich der Weg zu dir gekostet hat," sprach der Doge, mit einer Bewegung voll wilder Größe. „Und was es dich kosten würde, wenn du nicht zu schweigen verstündest von dem, was ich dir nun anvertrauen werde. Denn Zara —" er machte eine wegwerfende Handbewegung ... „Das wird schon morgen kein Geheimnis mehr sein ..."

„Du glaubst also, daß sie dir dienen werden?"

„Und wenn der Papst uns tausend Bannflüche nachschickt," lachte Dandalo auf. „So weit hab' ich sie schon. Aber nun zu dir."

Über die Schultern der Acazia lief es plötzlich wie ein Schauer, daß sie in einem flüchtigen Schreck in sich zusammenkroch und durch die schmalen Bogenfenster in den dunkelnden Abend hinausstarrte und in das Grün des Gartens. Hinter seinen Wipfeln blaute die Lagune, wuchs Venedig zum Himmel ... geheimnisvoll, märchenschön und

doch — sie fühlte es zum ersten Male — doch auch furchtbar in den Mysterien seiner Gier! Mit einem leisen Ruf schrak sie zusammen . . .

„Du hast noch immer Zeit, nein zu sagen," sprach der Doge mit ehernem Antlitz.

Da fuhr sie auf. „Was denkst du von mir, Herr? Ich hab' nur einen Augenblick die Last gefühlt, mit der dein Vertrauen mich begnaden will."

„Wenn dir das Schweigen keine Last ist — alles andere wird dir nur Vergnügen und Gewinn sein," entgegnete Dandalo, wieder in den Stuhl zurücksinkend. Und während er die schweren Samtfalten seines Mantels vor der Brust faltete, als hülle er sich nun erst recht in Geheimnis, begann er: „Es ist nämlich noch ein anderer unterwegs, mit einem großen Wunsch an Venedig: Alexios, der Kaisersohn von Byzanz. Sein Onkel hat ihm den Vater geblendet und hält ihn nun schon seit Jahren in strenger Haft. Ihn und des Alexios Mutter, die fromme Tochter des Ungarkönigs. Siech und gebrochen hat Isaak Angelos sich längst in sein Schicksal ergeben. Aber der Sohn ist entkommen und weilt gegenwärtig in Rom, wo er dem heiligen Vater nichts Geringeres verspricht, als die Einigung der Kirchen des Morgen- und Abendlandes. Wenn er den Kreuzrittern gestattet, ihm die Herrschaft zurückzugewinnen."

„Byzanz!" träumte die Acazia mit halbgeöffneten Lippen vor sich hin. „Und der heilige Vater —?"

„Er zögert zwar noch," sprach der Doge mit leisem Hohn in der Stimme — „aber dieses Zögern schielt mehr nach Zara als nach Byzanz. Denn gibt er die Kreuzfahrer einmal für eine weltliche Sache frei, dann muß er auch zu unserem Kampf gegen die Zaresen schweigen. So dünkt wenigstens mich und meine Räte. Doch wenn der kaiserliche Flaumbart von Byzanz den Papst seiner Sache geneigt gemacht hat, will er noch über die Alpen, um auch den Gatten seiner Schwester für den Rachezug zu gewinnen. Dann aber —" und Dandalo atmete schwer auf — „dann kommt er nach Venedig."

Unwillkürlich sah die Acazia empor. Etwas in der

Stimme des Greises machte das Ohr ihrer Seele aufhorchen und weckte Erinnerungen in ihr, die bis in die Tage Malipieros zurückreichten. Daß sie sich mit einem Male der zornigen Reden entsann, in denen der der Schmach und Gewalt gedacht, mit der sich die Griechen vor Jahrzehnten an den Gesandten Venedigs vergriffen. Es mußte unter Kaiser Manuel geschehen sein. Wenigstens klang ihr der Name noch im Ohr. Aber ob auch der Zorn des Dogen damals nur mehr einer schmachvollen Erinnerung nachgeknirscht — einer dieser Gesandten — auch das hatte sie behalten, war Dandalo gewesen! Er selbst, der jetzt vor ihr saß. Und damals noch in seinen besten Jahren. Was Wunder, daß ihre Seele nun voll ahnender Weibeslist die alten Fäden wieder aufgriff? Zu lange schon reizte sie die verhüllte Art des Dogen.

Sie fragte mit singender Stimme: „Und was wird Venedig dem Alexios antworten?"

Wieder schien ihr, als atme der Doge tiefer und schwerer auf. Die Hand, die den Samtmantel vor der greisen Brust zusammenhielt, vergrub sich förmlich in dem Stoff: „Für Venedig kann diese Fahrt ein Geschäft werden, das den ganzen Kreuzzug bezahlt und noch goldene Verträge zurückläßt, wenn —"

„Wenn?" hauchte die Kurtisane.

Der Doge kehrte das Antlitz der Ecke zu, in der die hohen Wachslichter in den Kandelabern brannten. Als wolle er prüfen, wieviel Licht noch seine Augen aufnahmen. Aber nur ein vages Geblinzel kam in die welken Lider. Und doch senkte er die Augen, als er erwiderte: „Der Alexius ist jung. Noch fast ein Knabe — kaum sechzehn. Aber er ist ein Grieche. Du kennst sie nie aus, diese Art."

„Wirklich?" Die Acazia staunte. „Aber im Rate Venedigs sitzen die besten Kaufleute der Republik. Der Jüngste dreimal so alt, wie der byzantinische Knabe."

„Und doch kann ich nichts vorausberechnen, bis er nicht vor mir steht. Und wer weiß, ob dann? Denn sie sind wie ihre Bilder, diese Griechen: starr, unbeweglich, scheinbar nur Gewand und Pose. Eine Hölle kann in ihnen kochen und du wirst es nicht bemerken. Wenn sie aber lächeln, ist



Badende
Bronzebildwerk von Prof. Hans Harry Liebmann

immer eine Schlange unterwegs. Venedig hat es erfahren. Darum wollen wir den Alexios in deine Arme legen, meine Tochter," sprach der Doge plötzlich leise, „damit du ihn reden machest."

„Und wenn er auch mir schweigt?" fragte das schöne Weib ebenso leise zurück.

Der Doge grub die Zähne in die Unterlippe und wiegte sinnend das Haupt hin und her, als müsse er sich erst der Mittel besinnen, die den Knaben wenigstens der Dirne gefügig machen sollten. „Seine Mutter ist sehr fromm," begann er wieder leise. „Das Siechtum des Vaters wird ihn ernst gemacht haben. Er kommt aus dem Dunkel. Da wirst du viel Licht brauchen, ihm das alles vergessen zu lassen. Und wirst ihm doch leise kommen müssen und vorsichtig."

„Ich verstehe," murmelte die Acazia.

„Darum ist es vor allem notwendig," sprach Dandalo weiter, „daß er in dir zunächst nur das schönste und herrlichste Weib Venedigs sieht, das mein Sohn Renier besucht und — vergeblich liebt ... Doch ist es auch nicht unmöglich, daß das Blut der Comnenen in ihm noch schläft. Es zu erwecken wird deine Kunst sein."

Die Kurtisane schüttelte lächelnd das Haupt. „Es wird nicht allzuschwer fallen. So ein Knabe! Ich war noch jünger — damals."

„Nur —" und der Doge erhob sich, als hätte er nur mehr Belangloses zu sagen ... „Nur mußt du trachten, daß er schon mit dem ersten Blick, den er in dein Haus tut, dein Gefangener wird. Sie haben verwöhnte Sinne, diese Griechen! Sind verweichlicht und lieben alle Arten des Rausches. Ob er nun durch die Augen in sie eingeht oder durch die Ohren. Ob er ihrem Geruch schmeichelt oder ihr Hirn betäubt. — Du wirst also Blumen um dich haben müssen und Wohlgerüche. Singen und tanzen wirst du vor ihm müssen."

Die Acazia riß das Netz von den rotgoldenen Locken und warf die knisternde Flut ihrer Haare über die nackten Schultern. „Soll ich vor dir Herr — tanzen?"

„Laß mich," wehrte Dandalo mit einem Seufzer ab.

„Ich hab' noch nicht lange die Hostie genommen. Ja, aber was ich noch sagen wollte ..." Und es schien das Allerunwichtigste, denn schon schritt er gegen die Türe. „Du wirst Bernstein und Sandelholz anzünden müssen. Und griechischen Würzwein in seine Becher schütten ... doch nur in seine Becher, denn er ist teuer, dieser Wein! Aber Venedig wird ihn dir für den Alexios herüberschicken."

„Und Venedig wird ihn — würzen?" Die Kurtisane lachte plötzlich hell und kalt auf.

Der Doge hatte bereits die Hand auf die Klinke gelegt. Nun wandte er sich zurück, sah unbewegt und würdevoll nach der Richtung, aus der die klingende Welle ihrer Lache schlug. Nur sein Antlitz war bleich. Aber noch eh' ein Wort von seinen Lippen kam, glitt die Acazia auf ihren goldenen Sandalen an ihn heran und zischelte leise: „Denn Venedig will nicht bloß ein gutes Geschäft machen mit dem Comnenen, Herr. Du hassest ihn auch."

Eine Pause entstand. Ein Schweigen, das sich wie eine dunkle Wolke zwischen die beiden legte, so tief war und atemlos, daß man das leise Geriesel hörte, mit dem der Sand durch die Uhr des Vorsaales lief ...

Plötzlich reckte sich der Greis mit einer majestätischen Gebärde empor: „Sie haben mir dort das Licht der Augen genommen. Mich durch ein tückisch gemischtes Arkanum für lange siech gemacht. Blendspiegel in dem Gemach angebracht, in dem ich schlief und erwachte."

„Ich wußt' es, Herr," sprach die Acazia leise. „Und wenn ich es sagte, geschah es, damit du meiner Treue doppelt sicher seiest."

Eine kalte Hand legte sich tastend auf ihren Arm. „Er hat mich alt werden lassen, dieser Haß. Und mich bis heute in Feuer gehalten, wie eine Liebe. Möglich, daß er des Teufels ist. Um so besser wirst du mich verstehen." Damit schritt er hinaus ...

Lange noch stand die Kurtisane und sah der Gondel des Dogen nach, wie sie schaukelnd dem Rivo Alto entgegenglitt. Und mit einem Male war ihr, als sähe sie von dorther auch die Gondel nahen, die ihr den Jüngling entgegentrug, der über Länder und Meere gekommen war,

um seinem Schicksale zu entfliehen und den sie doch zerreißen würden: Venedig und sie, ihre Tochter ...

⌘ ⌘ ⌘

Als die Acazia in der Frische des Morgens in den Garten hinabstieg, befahl sie sofort ihren Verwalter. Und fragte: „Warum haben wir keine Blumen?"

Der Verwalter war ein alter Mann, der die Launen seiner Herrin kannte und sich jederzeit bemühte, ihrer Ungnade zuvorzukommen. So hatte er es auch diesmal gehalten. Er konnte also getrost antworten: „Du weißt, Herrin, daß dein Gärtner verdrossen war und heuer lange krank. Da durfte man ihm billig einiges nachsehen. Als gestern abend aber die Draguccia wegen der Blumen kam und ich keine hatte und ihm darüber ein etwas lautes Wort sagte, da geriet er in Zorn und beschimpfte mich und dein ganzes Haus so ungebührlich, als wäre mit einem Male der Teufel in ihn gefahren. Worauf ich ihn sogleich vor die Türe setzte."

„Ich hab' nun also weder Blumen, noch einen Gärtner," grollte die Schöne, während sie die dunklen Brauen hoch zog. „Bist du ein Majorduomo?"

„Doch Herrin, doch," blinzte der Alte vergnügt. „Und ich brauchte nicht einmal zu suchen nach einem. Denn in demselben Augenblick, als der Alte dein Haus verließ, kam ein junger Knecht von San Michele herüber und fragte, ob dein Garten keinen Wärter brauche? Den hab' ich dir gedungen. Und wenn du nur ein paar Schritte weitergehst, siehst du ihn gleich bei der Arbeit."

Ein leichter Schatten glitt über das Antlitz der Acazia. „Von San Michele, so! Da wird er wohl noch die Erde des Friedhofs an den Sohlen haben. Einen anderen Garten wüßt' ich dort nicht."

„Aber keiner blüht schöner in ganz Venedig," rief der Verwalter voll Eifer. „Und als ich neulich am Grab meines Weibes stand, da dachte ich: ‚Arme Dogen, die ihr unter den nackten Steinen San Marcos schlaft!' So lieblich ist es dort, Herrin."

„Du hast recht," lächelte die Schöne gnädig. Der Mutterwitz des Alten, den ihr die Eifersucht des Malipiero

einst als Cerberus vor die Türe gesetzt, hatte ihr schon manche trübe Stimmung verscheucht. Und die Blütenpracht San Micheles, die der Greis so verzückt geschildert hatte, weckte plötzlich ihren ganzen Ehrgeiz. Gut, daß der Knecht herübergekommen war!

Da stürmten auch schon ihre zwei Molosserhunde heran und sprangen in tollen Sätzen einen Freudentanz um die Herrin. Bis ein Ruf sie bändigte und die königlichen Tiere mit gesenktem Schweif hinter ihr her schritten — so ernst und majestätisch, als wären die steinernen Panther vor der Pforte draußen lebendig geworden ...

Uralte Götterbäume, tiefgrüne Steineichen und mächtige Zypressenkegel hatten noch gestern ein undurchdringliches Schattenzelt über den Weg gelegt, den die Acazia nahm. Nun flutete ihr ein goldener Lichtstrom entgegen. Zu den Seiten türmte sich ein grünes Gewirr abgeschnittener Zweige, und als sie am Ende des Weges stand, den die marmorne Fassung einer alten Zysterne abschloß — siehe, da blaute wieder die Lagune herein und über dem Schaum der leichtgekräuselten Fluten winkte gerade San Michele herüber — das blühende Eiland der Toten!

Mit einem Ruf des Entzückens blieb die Acazia stehen. Selbst die beiden Molosserhunde hoben witternd die steingrauen Schädel. Die Herrin aber ließ mit einem leichten Kopfschütteln noch einmal ihren Blick den Weg zurückgehen, den sie gekommen war. Vor einer Weile erst hatten die Glocken des Campanile die neunte Morgenstunde über die Wasser gerufen ... Wann hatte sich der Fremde vom Lager erhoben, um diese Arbeit vollbringen zu können? Was sie sah, war wie ein Wunder.

Leicht neigte sie das Haupt vor, um durch irgendein Geräusch seiner Nähe innezuwerden. Klang nicht von dort das leise Geklirr eines Spatens? Ihr Auge brauchte nicht allzulange zu suchen. Der gelbliche Wollkittel des Knechtes schimmerte licht zwischen dem Grün einer Bambushecke hervor. Dorthin ging nun auch die Acazia.

Schon stand sie fast im Rücken des Gärtners, als ein seltsames Gewinsel ihrer beiden Hunde sie plötzlich einhalten ließ. Da lagen die königlichen Tiere, den Leib fast

platt an die Kiesel des Weges gepreßt, die rötlichen Pupillen mit dem Ausdruck eines unsagbaren Grauens weit geöffnet, und Schauer liefen über ihre Flanken ...

Als die Acazia jedoch, nach einer Ursache suchend, wieder nach vorwärts sah, war der Gärtner ihres Nahens bereits innegeworden und hatte seine Arbeit verlassen um die Herrin zu begrüßen. Daß die Kurtisane über den Anblick des neuen Dieners der Hunde vergaß und gleich frisch darauf los zu plaudern begann. „Du bist der Gärtner? Und heißest —?"

„Jesolo."

„Da bist du wohl drüben geboren, daß du so heißest?"

Der Gärtner lächelte.

„Dann sind wir also Landsleute," sprach die Schöne, von der Demut seines Schweigens gewonnen. „Auch mir hat man auf Jesolo das Wiegenlied gesungen. Und du ... bist du immer so fleißig?"

„Dazu ward uns die Zeit wohl gegeben," kam es ernst zurück.

„Ich werde dich nicht darum fragen," sagte die Acazia gnädig.

„So bin ich noch einem Höheren Rechenschaft schuldig," erwiderte der Knecht. Und er bückte sich und nahm aufs neue seinen Spaten zur Hand.

„Du kommst von einem Friedhof?" Die Kurtisane lächelte gezwungen. „Da wird man ernst. Wenn du hier täglich meine Tauben gurren hörst, meine Laute schwirren und meine Mägde kichern, wird es bald anders stehn um dich." Der Knecht schwieg.

„Aber ihr habt viele Blumen dort, hab' ich mir sagen lassen," plauderte sie weiter.

„Ja, Herrin," nickte der Gärtner, ohne aufzublicken. „Blumen für den Frühling, für den Herbst und für den Sommer. Und auch Blumen für die Ewigkeit."

„Du meinst jene, die immer blühen?"

„Die Toten mein' ich," kam es ruhig zurück.

„Ach geh," lächelte die Acazia wie angewidert. „Das ist doch nur mehr — Dünger! Drum blühn euch auch die

Blumen dort wie nirgend sonst. Wild, bunt, üppig, fast unheimlich schön."

„Ja," nickte der Knecht mit einem sanften Lächeln. „Wie die Menschen ... solang' sie noch leben und blühend auf einer Erde stehen, die satt ist von ihrem Fleische."

„Wahrhaftig," lachte die Schöne, „die Kutte hast du schon, fehlt nur noch der Strick! Dann wärst du aber besser nach San Zaccaria gegangen, als hierher."

„Du wirst deshalb nicht unzufrieden mit mir sein." Herrin."

„Ich hoff' es," sagte die Acazia, der es nun erst auffiel, daß der Knecht ihr noch mit keinem Blick ins Antlitz geschaut; nur immer voll Eifer auf seinen Spaten und die Erde, die er Stich um Stich kräftig aushob und mit raschem Wurf umlegte, daß schon ein ganzer Hügel schwarzer Schollen vor ihm stand. Und er war doch noch jung, kaum dreißig vielleicht! Und wie ihr Blick so über sein Antlitz hinglitt, merkte sie erst, wie feingeprägt und eigen seine Züge waren. So eigen, daß sie sich im Augenblicke nicht entsann, jemals ein Menschenantlitz gesehen zu haben, dem man das seine vergleichen konnte. Nicht unter den Vornehmsten Venedigs, geschweige denn unter jenen, die das Kleid des Knechtes trugen. So adelig und weiß war seine Stirne. So tadellos geformt seine Nase und der Mund, um dessen Lippen ein Lächeln lag, das herb war und doch auch wieder voll träumender Güte. Die Haare, die ihm leicht gelockt in den Nacken fielen, hatten die Farbe der reifen Haselnuß. Zuweilen aber, wenn er sich bückte, schien es, als spielten goldene Lichter darüber hin. Ein voller, doch nicht zu langer Bart lieh dem bleichen Antlitz einen Rahmen, der es noch ernster erscheinen ließ. Die hoch und schön geschwungenen Brauen kanteten fast streng die vornehme Stirn ab. Von wunderbarstem Gleichmaß aber waren seine Glieder: die schmale Hand, der kleine und doch kräftige Fuß, der fest und bloß auf den groben Sandalen lag. Und wie sein Haupt im Auf und Ab der Arbeit sich bald hob, bald senkte, das Gesicht nun im Schatten versank, nun wieder ins Licht zurücktauchte, schien es, als hätte ein altes Bild

Leben angenommen. Daß auch die Empfindungen, mit denen die Acazia den neuen Knecht betrachtete, ganz andere wurden als jene, mit denen ein schönes Mannesantlitz sonst an ihre Sinne rührte. Befremdendes Staunen und eine Scheu, die fast etwas Beklemmendes hatte.

Und wieder dachte sie: ‚Warum hat er mich noch nicht angeschaut —?‘ Aber er mochte sie wohl kennen. Und wenn er fromm war, begriff sie, daß seine Lider wie Schleier über den großen Augen blieben. —

Unterdes war die Sonne höher gestiegen und ein Netz von goldenen Funken schien über der Lagune zu hängen. Das konnte wohl einen blühenden Segen geben, wenn eine kundige Hand jetzt hier zu pflanzen begann!

„Hat man dir auch gesagt, was ich von dir verlange?“ fragte sie endlich in das sonnige Schweigen hinein.

„Daß du viel Blumen willst, hat man mir gesagt ...“

„Ja,“ nickte die Acazia. „Aber es sind ganz bestimmte Blumen, die ich will. Rosen von jenem samtenen Rot, wie sie drüben bei deinen Toten blühen. Mohn, wie ihn die Weiber von den Feldern um Padua herüberbringen — groß und voll, im Geleucht' aller Farben ... Vor allem aber Lilien! Die weißen, heißen, hochstengeligen, die man auf den Bildern den Engeln in die Hand gibt. Und die doch so betäubend duften, wie alle Frevel der Erde zusammen. Wirst du mir diese Blumen schaffen können bis —“ sie sann eine Weile nach — „bis September?“

„Warum nicht?“

„Ich meine, daß sie dann — gerade dann blühen.“

„Mir hat noch jede geblüht, wann ich wollte,“ kam es ruhig zurück. „Nur ihr Welken steht in Gottes Hand.“

„Dann sieh zu, daß du mich zufriedenstellst. Es wird dein Schaden nicht sein.“ Und während sie die rubingeschmückte Rechte hob, sprach sie noch einmal: „Dunkle Rosen — bunten Mohn — weiße Lilien will ich.“

Damit wandte sie sich. Als ihr Blick aber wieder zurückging, siehe: da lagen die beiden Molosserhunde noch immer mit dem Leib auf dem Boden, starrten unentwegt nach dem neuen Knecht und Schauer liefen über ihre Flanken ...

„Hast du mir die Tiere verzaubert?" fragte die Acazia über die Schulter zurück. „Sie fürchten dich."

Ein leiser Ruf flog von den Lippen des Fremden. Und plötzlich krochen die Hunde zu ihm heran und schmiegten sich an seine Füße, mit einer Bewegung, die Demut war und doch auch rührendste Hingebung. „Sie fürchten sich nicht," sagte der Knecht. „Sie lieben mich."

⌘ ⌘ ⌘

Tag für Tag stieg nun die Acazia in ihren Garten hinab. Am Morgen, wenn der Tau noch wie ein silberner Reif auf Blättern und Halmen lag — abends, wenn die nahen und fernen Inseln schon im Duft der Dämmerung schwammen. Bis alles Leben verstummte und nur der Flug verliebter Nachtfalter das blaue Schweigen durchsurrte.

Wann immer sie aber kam, war Jesolo bei seinen Blumen. Daß sie gleichsam Schritt für Schritt seiner Arbeit folgen konnte und von Tag zu Tag ihr Gedeihen wahrnahm ... Sah, wie er erst die Wildnis ausrodete, dann die Rosenstöcke pflanzte, die Mohnbeete anlegte, zuletzt die Knollen der weißen Lilien in die Erde senkte. Und immer wieder fragte sie: „Glaubst du wirklich, daß mir dies alles noch blühen wird?" Denn der Mai war zu Ende, und wenn die Rosen auch schon hier und dort Knospen zeigten, alles andere war noch Keim tief unter der Erde.

Und immer wieder sagte Jesolo: „Mir blühen sie schon," und lächelte dazu, sanft, geheimnisvoll.

‚Wenn er nur dieses Lächeln nicht hätte,' dachte sie oft. ‚Und diesen Blick, der mich flieht.' Eine seltsame Scheu war es, die sie vor dem fremden Knecht empfand. Und doch trieb es sie Tag für Tag in seine Nähe.

Auf der Marmorbrüstung der Zysterne, aus der Jesolo das Wasser für die jungen Pflanzen holte, konnte sie stundenlang sitzen und ihm zusehen, wenn er so ab und zu ging. Auf den Schultern den hölzernen Träger, an dem die Eimer hingen — das Haupt wie sinnend geneigt, und doch alles wahrnehmend, was seiner Pflicht oblag.

Oft plauderte sie mit ihm. Doch der Ernst seiner



Hainbuchengang. Gemälde von Oskar Frenzel

Worte machte sie bald wieder verstummen. Es lag etwas in seinem Wesen, das so rein und brunnentief war, wie das Wasser, das er aus dem geheimnisvollen Schoß der Erde hervorholte und das süß war und hell, ob auch rechts und links die Salzflut des Meeres brandete.

Und sein Ernst war so weich, wie die niedersinkende Dämmerung, die auch den Verstocktesten oft plötzlich wie mit sanften Mutterarmen umfängt, daß er leise in sie hineinzuweinen beginnt und oft nahe daran ist zu sagen, was er sonst um alle Welt nicht gestehen möchte.

So ging es auch der Acazia, so oft Jesolo eines seiner mild-herben Worte sagte — mehr vor sich hin und nie gerade für diese eine. Doch aber immer wieder von ihr in tiefster Seele begriffen. Als sänken seine Reden in ihr Innerstes, wie seine Eimer in das Dunkel der Zysterne; daß sie zuweilen fast mit einem süßen Schauer empfand: auch in ihr quölle noch ein so reiner, klarer Bronnen, wenn auch tief verschüttet vom Geröll ihres Lebens; und es bedürfe nur einer letzten Güte, daß sein heiliges Naß emporsteige — in tausend Tränen der Reue ...

‚Was will ich denn?‘ fragte sie sich dann wohl, wie erstaunt. ‚Weil mein Knecht salbadert wie ein Mönch, werd' ich mich klein machen? Hab' ich dies alles einmal nicht ebensogut von meiner Mutter gehört? Und die Hände gefaltet als Kind und gebetet, daß Gott mich rein halte? Und er hat mich der Draguccia ausgeliefert!‘

Aber sie konnte nicht hindern, daß etwas in ihr immer wieder nach der Nähe des Seltsamen begehrte — sich vor ihm wand und zuletzt doch selig aufschauerte unter seinen Worten, wie ihre Hunde, wenn er ihnen rief ...

‚Woher kommt ihm diese Macht?‘ fragte sie sich zuweilen. Denn schon schlichen auch ihre Mägde wie in einem Bogen der Ehrfurcht um ihn her. Und doch war sein ganzes Wesen nur Demut und Güte. Sein Ernst eine Hoheit, die niemandem wehtat. Seinen Händen aber mußte ein Segen innewohnen. So rasch begann mit einemmal zu wachsen, was diese Hände gepflanzt und gepflegt.

Wie von selbst fügte es sich da, daß sie eines Tages wieder auf den Friedhof zu sprechen kam, von dem er sich

herübergefunden. Sah die blühende Insel der Toten doch gerade zu ihr herein, wenn sie an dem Rand der Zysterne saß, während Jesolo mit den Eimern kam und ging.

„Glaubst du, daß meine Blumen auch so schön werden, wie die drüben?" fragte sie.

Der Knecht neigte das Haupt noch tiefer, schien den Blick mit den Eimern in das Dunkel sinken zu lassen, aus dem er das Wasser holte: „Sie gleichen sich zu sehr," sprach er endlich sanft. „Die Blumen und die Toten."

„Wie das?" staunte die Acazia.

„In ihrer Reinheit," kam es leise zurück. „Und in ihrem Frieden. Darum blühn sie nirgends schöner als auf den Gräbern. Aber nicht die Leiber der Toten machen die Blumen dort so schön."

„Was denn?"

„Ich hab' es dir schon gesagt, Herrin. Die Toten wünschen nichts mehr. Sie haben keine Begierden und keine Sünden!"

„Was hat das mit den Blumen zu tun?"

„Sind sie nicht gerade so?" kam es leise zurück. „Sie blühen, aber sie begatten sich nicht! Käfer und Bienen und Falter tragen den Staub von Kelch zu Kelch. Oder ihr Samen hat Flügel wie die Libellen und folgt dem Wind, wohin er ihn trägt. Ganz in Gottes Hand sind sie und ganz Reinheit und Frieden — wie die Toten."

„Das hab' ich noch nie bedacht," staunte die Acazia mit einem langen Blick in die Dämmerung hinein ...

Da war sie wieder, die Stunde, die ihr oft so befremdend ans Herz griff. Eine Rede, die an ihr vorüberging und sie doch in tiefster Seele traf. Und ohne daß sie es wollte, sah sie nach dem Eiland der Toten und von da nach Murano hinüber und nach Torcello. Sie wußte, daß Jesolo es vermied, sie anzusehen. Aber je länger sein Blick sie mied, desto größer wurde ihre Angst vor diesem Blick. Eine seltsame, unbestimmte Angst, über die sie schon wie oft gelächelt hatte, wenn sie ferne war von ihm. Und die doch immer über sie kam, wenn sie in seiner Nähe war und sein stilles Antlitz sich so feierlich ins Licht zeichnete. Er aber zog langsam die vollen Eimer aus der Zysterne

und ging und kam wieder, während der Abendwind den kühlen Atem der erfrischten Erde über alle Beete trug.

Wie in einem Traume sah sie ihm nach ...

Da, wie er wieder einmal so herankam und einen Augenblick wartend vor dem Brunnen stand: die Lippen von einem demütigen Lächeln versiegelt, den goldenen Glanz der nach vorne wallenden Locken um Schläfen und Schultern — kam sie plötzlich eine ganz wunderliche Empfindung an. Wie ein Erinnern aus fernen und fernsten Tagen, wie das Schauen eines Bildes, in dem man sich plötzlich selbst erkennt und staunend findet in einer Zeit, die man in einem Traum erlebt, oder in einem — Grabe vergessen zu haben glaubt. Daß die Acazia die Hand an die Stirne legte und ganz leise in die Stille hineinfragte: „Jesolo, ist dir nicht auch so, als wären ich und du schon einmal am Rand eines Brunnens gestanden — ganz wie dieser, ganz wie heute? Und hätten ebenso wunderliche Reden geführt, während du ...? Aber nein, nein —" und sie starrte ihn an und starrte um sich, als wäre etwas an dem Bilde, das sie sah, plötzlich ins Schwanken geraten. „Das war damals anders!"

„Was?" fragte der Fremde, mit einem gleichsam wartenden Lächeln.

Sie verstummte und erhob sich. Sollte sie, die Herrin, ihrem Knecht gestehen, daß ihr ebenso war, als hätte sie damals die Eimer in die Zysterne gelassen, um für — ihn Wasser heraufzuholen? Da, irgendwo im Land eines wunderlichen Traumes? —

Sie schüttelte das Haupt und schritt eilig hinweg.

⌘ ⌘ ⌘

Als Renier Dandalo den jungen Alexios zum erstenmal nach Malamocco brachte, stand der Garten der Acazia in voller Blüte. Die Rosenstöcke brannten im dunklen Samt ihres Purpurs. Die Mohnbeete breiteten ihren seidenen Flor in der Sonne aus. Hoch und weiß und blank standen die Lilien. Nelken und Jasmin schienen im eigenen Duft zu verbrennen. So heiß hing ihr Atem in der Luft.

Weit offen standen die Fenster und Söller des Palastes und tranken wie gierig den schwülen Ruch in sich.

Bis auch die marmornen Hallen und verschwiegenen Gemächer ein einziges Duften waren und ein einziges Glühn.

Acazia selbst war mit ihrer syrischen Sklavin am frühen Morgen herabgestiegen und hatte eine purpurne Rosenernte gehalten. Nun blühten die samtenen Kelche tief leuchtend aus den Muranovasen empor, nickten schwer und wie träumend über den Rand byzantinischer Bronzekessel, bestaunten sich in dichten Büscheln im Kristall venezianischer Spiegel, lagen wie achtlos hingeworfen da und dort auf dem Mosaik des Bodens.

Draußen aber hingen die Büsche und Stöcke noch so schwer von den köstlichen Blüten, als wäre nie eine Schere über sie hingegangen ...

„Bin ich schön?" fragte die Kurtisane, als sie endlich selbst vor den Spiegel trat: von den nackten Schultern bis zu den brokatenen Schuhen in ein weißes Florgewand gehüllt, das über den Hüften von einem goldenen Gürtel zusammengehalten wurde.

„Du warst es nie mehr!" rief die Draguccia händereibend. Und das Staunen ihrer Augen war ehrlich. Denn wahrhaftig! So oft sie diesen Leib auch schon geschmückt, noch nie war er ihr so reizvoll und zauberschön erschienen! „Da kommen sie schon!" rief sie dann mit einem Blick in den Spiegel. Er hing dem offenen Söller gegenüber und faßte hell und klar auch ein Stück der Lagune in seinem Rahmen — das smaragdene Grün der Wasser, die auf willigem Rücken nun die Gondel mit dem Jüngling herantrugen, der in den Armen der Acazia sich selbst verlieren sollte.

„Diese Rose nimm!" zischelte die Alte, und sie heftete die purpurne Knospe mit einer rubinenbesetzten Spange an der Brust der Acazia fest. „Wetten wir, daß er dich da zuerst küssen wird?"

„Wie der Malipiero," schauderte die Acazia.

⌘ ⌘ ⌘

Neben dem Schlafgemach der Kurtisane lag der Saal, in dem zum ersten Male die Tafel für den jungen Griechen gedeckt ward. Mit Silber und Gold, kostbaren Onyxvasen und Gläsern, die dem leisesten Griff mit einem erregten

Klang antworteten. Auch der weiße Marmor der Tafel war mit Rosenblättern überschüttet. Daß er mehr einem Altar glich als einem Tisch, um den die Pokale kreisen sollten.

Aber der Griechenknabe wußte ja noch nicht ...

Wie eine Patrizierin trat ihm die Acazia zum ersten Male entgegen. Ganz Würde und Ehrbarkeit. Die große Dame, um die selbst der Sohn des Dogen vergeblich warb!

Ihr war, sie müsse hell auflachen, wenn sie die Rolle bedachte, die der alte Fuchs Dandalo ihr zugemutet. Als der Knabe Alexios aber vor ihr stand: hoch, schlank — kaum den Schatten des ersten Flaums auf den Lippen, ein verlegenes Rot auf Wangen, den Blick der mandelförmigen Augen groß und fast scheu auf sie gerichtet, nur in der angelernten Steifheit seiner Bewegungen erst der stolze Sproß der Komnenen, — da wuchs die Acazia fast mit Behagen in die Rolle der ehrbaren Frau hinein. „Deine Hoheit beglückt eine Stadt, die ihr Bestes von — Byzanz hat," begann sie mit einer tiefen Verbeugung. „Sei willkommen!"

„Dann hat Byzanz auch sein Schönstes hier vergessen," murmelte der Prinz fast betroffen. Und das Rot der Wangen stieg ihm plötzlich bis an die Schläfen. Lang und schwer atmete er auf wie einer, der einen zu tiefen Trunk getan.

Die Acazia konnte zufrieden sein.

„Du wohnst hier einsam," fügte er nach einer Pause hinzu.

Die Schöne lächelte und nach einem gleichsam verlegenen Blick auf Renier Dandalo hauchte sie leise: „Aber noch immer zu nahe vom Rivo Alto."

Wieder glühte das Antlitz des Alexios auf, umfing sie sein Blick, scheu, fast ehrfürchtig. Doch aus seinen Worten klang es wie heimliche Befriedigung, als er erwiderte: „Kann soviel Schönheit so — grausam sein?"

Da merkte die Acazia, daß Renier das Spiel schon eingeleitet hatte. Sie warf den Kopf zurück und lachte auf — hell, silbern, berückend, als klänge die Stimme einer Sirene von draußen herein. Ich seh' noch immer genug hier," nahm sie wieder das Wort auf. „Und seit mein

Freund Renier mir von deiner Ankunft erzählt, bin ich wie oft im Tag dort auf dem Söller gestanden, und hab' nach der Galeere ausgeschaut, die dich nach dem Rivo Alto bringen sollte. Daß deine Hoheit auch mein Haus beehren werde, wagte ich noch nicht zu denken."

„Glaubst du, daß ich ihn so ohne weiteres hergebracht habe?" Renier lachte mit gut gespielter Eifersucht auf. „Der Böse hat mich verführt, von dir zu schwatzen. Da mußt' ich dem Drängen meines Gastes nachgeben."

„Du bist jetzt nicht eben — geistesgegenwärtig gewesen," stammelte Alexios verlegen. Und das Rot, das sein Antlitz überhauchte, lag nun wie der Abglanz innerster Scham auf den jungen Zügen.

„Wer bleibt es in — ihrer Nähe?" gab Reniers Blick zurück. Die Kurtisane merkte, daß er Mühe hatte, nicht in ein Lachen auszubrechen. So köstlich schien es ihn anzumuten, daß der Genarrte — ihm einen solchen Vorwurf machte! Die Brust der Acazia aber hob ein leichter Seufzer. Eine flüchtige Rührung griff ihr ans Herz.

Zum Glück meldete der Majorduomo im selben Augenblick, daß das Mahl bereit stünde. Und die Komödie voll zu wahren, erschien nun auch die Draguccia: ein goldgesticktes Häubchen auf dem weißen Matronenhaupt; bis an die Füße ehrbar in schwarze Seide gehüllt, um den Hals ein Kettlein, an dem ein großes Kreuz hing.

Als zuletzt die Früchte herumgereicht wurden, ergriff die Acazia selbst die goldene Kanne, um dem Alexios den heißen Würzwein seiner Heimat zu kredenzen. Es war ein fein ziselierter Henkelkrug aus dem Schatz des Dogates, den Dandalo herübergesandt hatte. Eine nackte Venus zierte den Deckel und legte, wie eben dem Bade entsteigend, die zierlichen Hände vor die Brust. „Deine Heimat grüßt dich," lächelte die Kurtisane, während der schwere Griechenwein wie Öl in den goldenen Pokal des Gastes glitt.

Es mußten ganz ruchlose Gewürze sein, mit denen Venedig ihm den Trunk gemischt. Daß er, trotz allen Wohlgefallens ganz edle Art und Zurückhaltung bisher, schon nach dem ersten Becher mit brennenden Augen dasaß und wie bezaubert auf die purpurne Knospe an der Brust

der Acazia blickte — wie verstohlen mit der Hand über die Seide ihres Gewandes strich, so oft sie an ihm vorüberging.

Sie aber glitt wie eine Schlange um den Jüngling. Immer gleich bestrickend und doch aalglatt in all ihrer Seide und Ehrbarkeit. Kaum daß ihr Arm seine Schulter streifte, wenn sie den Krug hob, ihm den Pokal zu füllen. Nur ihre rotgoldenen Locken ließ sie von Zeit zu Zeit wie liebkosend über die blasse Knabenhand streichen, wenn Alexios an ihrer Brust vorüber nach einer schwellenden Frucht langte.

„Wie deine Haare knistern!" sagte der Grieche mit einem Male laut.

Niemand schien es zu beachten. Aber die Diener entfernten sich und Renier und die Draguccia begannen zu streiten. „Was habt ihr?" staunte die Acazia mit ihrem holdseligsten Lächeln.

Die Duenja erhob sich und erklärte, daß Renier Dandalo sie beleidigt habe. Damit rauschte sie auch schon hinaus. Renier schien eine Weile trotzig vor sich hinzubrüten. Zuletzt jedoch erhob er sich und eilte der Alten nach, um sie zu versöhnen.

„Soll ich dir ein Lied zur Laute singen?" fragte die Schöne, während sie sich wie befangen erhob.

Da ergriff der junge Prinz ihre Hand und zog sie an sich nieder. „Du hast eine so schöne Rose an deiner Brust!" stammelte er mit versagendem Atem.

„Darf ich sie dir schenken?" Langsam nestelte sie die Rose von der Brust. Absichtlich langsam.

„Ich dank' dir," seufzte er und schon lagen seine Lippen auf der Blüte. Seine Hand aber hielt die Finger fest, die an dem Busen herumgenestelt. Und plötzlich erhob er diese Hand und begann sie trunken zu küssen.

„Was tust du?" staunte die Kurtisane, wie verlegen ... Fast war ihr selbst, als hätte sie von dem Wein getrunken, den ein Todfeind dem Griechen gemischt. Doch aber fühlte sie, daß es noch nicht an der Zeit war die Maske fallen zu lassen. Und wieder flüsterte sie: „Was tust du?"

„Du bist das erste Weib, dem ich die Hand küsse nach — nach meiner Mutter!"

Gleichsam vergehend hauchte er seine Liebesworte in die Luft hinein, die schwül war von der letzten Glut des Tages, vom Duft all der sterbenden Rosen ...

Aber in demselben Augenblick begannen die Glocken Venedigs das „Ave“ zu läuten. Erst die sonore Stimme des Campanile, dann San Giorgio Maggiore, — San Zaccaria und San Andrea. Zuletzt die jüngste Venedigs, der Papst Innocenz im Frühling selbst die Stimme geweiht hatte: die Glocke von San Salvadore.

Wie ein Schlag fuhr es mit ihrem Klang plötzlich durch die Glieder des betörten Knaben. Er sprang empor, sah mit einem suchenden Blick in die Ferne, mit einem wie erwachenden um sich und sprach endlich leise: „Nun betet meine arme Mutter daheim das Ave. Daß die Himmelskönigin uns erlöse.“

Es war schon dunkel in dem Gemache.

Aber die Acazia sah, daß Tränen in seinen Augen standen. Und sie dachte: ‚Wie klug ich war!‘

⌘ ⌘ ⌘

Als Renier und Alexios sich verabschiedet hatten, stieg die Kurtisane noch in ihren Garten hinab. Es war ein schwüler Tag gewesen. Ihr Blut brannte wie von einem Fieber. Nun stand eine blaue Vollmondnacht über dem Meer, und die Inseln der Lagune lagen wie schlafende Fabeltiere in dem violenfarbigen Glanz. Es war die erste Stunde nach Mitternacht. Schon erschauerten Luft und Wasser von der Kühle des nahenden Morgens. Da tat es wohl, die erregten Sinne in der herben Frische zu beruhigen.

Die beiden Molosserhunde, die auch des Nachts die Treppe hüteten, erhoben sich lautlos, die Herrin zu begleiten. Wie zwei Ungeheuer schritten sie neben ihr her, und ihre Schatten wuchsen phantastisch mit dem der Acazia zusammen, der über die mondblauen Wege hinstrich, während der Nachtwind den Flor ihres Gewandes wie die Flügel eines Riesenvogels hinter ihr entbreitete.

Die Buhlerin aber sah noch immer den Griechen vor sich. Den Knaben, den sie verführen sollte; der ihr verfallen war und mit ihr der Sünde, ob er auch erst ihre



Vorbereitung
Gemälde von Reinhold Koch=Zeuthen

Hand geküßt. Der Tor, den seine Mutter solange bewahrt; dann mit Gebeten entlassen, daß er dem geblendeten Vater Rettung suche. Und den ein Todfeind der Komnenen nun in die Arme einer Dirne warf, damit sie ihn betöre und so besinnungslos mache, als es die Republik brauchte, um noch größer, noch reicher, noch — unbarmherziger zu werden. Wäre sie nicht die Acazia gewesen — wer weiß? Denn zum ersten Male fühlte sie, daß ihr etwas wie Scham an die Seele kroch.

Liebte sie denn? — Ihre juwelengeschmückte Hand griff einen Augenblick in das goldene Vlies der Haare, an das schöne, schmale Haupt, als fürchte sie die Besinnung zu verlieren. Lieben, sie, die Acazia?! Laut lachte sie in das Dunkel hinein. Sie wußte, wozu sie sich verpflichtet hatte! Sie würde weder ihre Pflicht vergessen, noch ihren Lohn. Was brauchte sie darüber — schwach zu werden? Jeder Mutter Kind nahm einmal solch ein Ende. Wer hatte sie bewahrt? Aber klug sein hieß es, ja!

Sie hob das Haupt — witterte einen Augenblick in der Luft. Wie schwül der ganze Garten nach den Rosen roch, wie beklemmend — mit einem Male. Ein Duft, der fast etwas Anwiderndes hatte, welk war und tot, so heiß er auch die Kühle der Nacht bedrängte.

Ohne daß sie es selbst recht wollte, schritt sie aus dem Schatten der Zypressenkegel an die Beete hinaus. Schwer und halbgeschlossen nickten die Blütenköpfe des Mohns. In Reihen standen die Lilien — silberne Becher, die geheimnisvoll den Glanz des Mondes in sich tranken.

Aber — die Rosen —?

Ja. Da lagen sie, wie niedergemäht — welk, entblättert, verdorrt bis an die Wurzeln! Sie, die gestern noch in purpurner Pracht geloht, eine Ernte verheißen, noch einmal so reich, noch einmal so duftig. Wie die Toten eines Friedhofs lagen sie da!

„Wie ist das geschehen?" stammelte die Buhlerin verstört vor sich hin. ‚Wie konnte es geschehen?' dachte sie. Hatte Jesolo vergessen, die Stöcke zu begießen? Es war ein heißer Tag gewesen. Aber — sie bückte sich, griff etwas Erde auf ... Nein! Der Grund troff ja förmlich noch von

dem Naß, das der Getreue jeden Abend Eimer um Eimer aus der Zisterne wand. Und da — fast erschrak sie, so seltsam heulten mit einem Male die beiden Molosser auf — da stand er ja selbst vor ihr, dort, mitten unter den Rosen! Sah zu ihr herüber und wies mit der Hand auf die traurige Ernte, die der Tod unter seinen Pfleglingen gehalten. Nickte stumm und fast vorwurfsvoll.

‚Warum nur?‘ dachte sie. ‚Ich hab' ja auch nicht einen Stock verletzt, als ich die Blumen brach. „Was ist das mit den Rosen?“ schrie sie plötzlich gereizt.

„Du siehst es, Herrin!“ kam es leise zurück. Und er zuckte die Achseln, hob das Haupt. Warum erbebte sie plötzlich?

‚Nur nicht anschauen soll er mich,‘ dachte sie, aufs neue von jener unerklärlichen Angst geschüttelt ... ‚Nur jetzt nicht, nicht — heute!‘

Doch seine Lider blieben gesenkt, seine Lippen geschlossen. Trug er doch eine Schuld? Ihr Herrenwille regte sich. „Was hast du versäumt?“ zürnte sie.

„Ich hab' sie gepflanzt,“ kam es leise zurück, „und wer pflanzt, der liebt. Die Sonne gab ihr Licht, die Erde ihre Kraft, der Himmel seinen Tau und der Brunnen dort seine Frische. Du weißt es, Herrin!“

„Aber warum sind sie jetzt tot?“ schrie sie in das Schweigen hinein. Schrie es und erschrak zugleich vor der eigenen Stimme. „Warum?“ schrie sie noch einmal.

Da kam es durch das lauernde Schweigen der Nacht — leise, traurig, wie mit dem Atem der Blumen gesprochen: „Es muß irgendein Frevel hier geschehen sein. Nur Sünden töten die Blumen, bevor Gott sie welken läßt.“

„Du — bist von Sinnen?“ höhnte die Acazia mit einem schrillen Lachen.

„Möglich, Herrin, möglich,“ klang es demütig zurück. „Aber auch die Blumen haben eine Seele! Und wenn dieser Seele durch eine Sünde Gewalt geschieht, sterben sie. Ganz wie die Seele des Menschen.“

„Unsinn!“ herrschte sie ihn an. Jesolo schwieg, doch er lächelte. Dieses Lächeln, von dem sie langsam zu fühlen begann, daß es verrückt machen konnte, verrückt oder so

schwach, daß man unter einem zu weinen und zu — bekennen begann.

Schon wollte ihr Lachen wieder auffliegen. Da drängten sich die Hunde mit scheuem Gewinsel an die Falten ihres Kleides. „Was haben sie nur?“ stammelte sie betroffen.

Jesolo hob die Hand und wies nach dem blühenden Mohnbeet: „Sieh selbst, Herrin!“

Und sie sah, was ihr das Blut gerinnen ließ. Wie ein geheimnisvolles Erbeben huschte es über die seidenen Blüten. Schien sie leise zu erschüttern, von der Wurzel bis zum Kelch. Daß die nickenden Blumenhäupter wie mit einem verstörten Gewisper aneinanderschlugen, mit einem Ton, wie sie bisher noch keinen gehört. Und es war nicht der Wind, der sie also bewegte. Regungslos hingen ringsum die Zweige der Bäume. Wie eingeschlafen lag plötzlich das Meer. Nur durch die blühenden Reihen lief dieses Erschauern, das wie ein langsam qualvolles Sterben war, bis Kelch an Kelch sich entblättert neigte ...

„Was — geschieht hier?“ stammelte die Acazia.

Der Knecht bückte sich, fuhr mit der Hand wie tastend längs der Erde hin und sprach leise: „Vielleicht ist es die Salzluft des Meeres, die hier langsam eindringt und die Erde durchsickert ... wer weiß es?“

‚Ich tu' ihm leid,‘ fuhr es ihr durch den Sinn. ‚Ja, wahrhaftig! Wie leid muß ich ihm tun in meiner Schande, daß er anderes sagt, als er denkt!‘

„Dann könnte es ja eines Nachts ebensogut um mein Haus geschehen sein,“ sprach sie mit bebenden Lippen in die Stille hinein. „Und um uns alle?“

„Daran freilich sollte jeder denken!“ klang es demütig zurück.

„Du glaubst also wirklich, daß es das ist?“ beharrte sie trotzig. Während sie aber so fragte, lief ihr Blick noch einmal über die Blüten hin, die wie niedergemäht vor ihren Füßen lagen. Und nun sah sie erst, was ihr Knecht schon vor ihr gesehen haben mußte: sie waren verwelkt und verdorrt — aber nicht mehr und nicht weiter, als ihr Schatten sie berührt hatte ...

⌘ ⌘ ⌘

In dieser Nacht fand die Acazia keinen Schlaf. Immer wieder sah sie jenes unheimliche Bild vor sich: die zarten Blüten, die wie von einem Pesthauch gestreift, in ihrem Schatten dahingewelkt waren. Das bleiche Antlitz des frommen Knechtes, der sein Wort widerrufen, um ihr nicht die letzte Röte ins Antlitz zu jagen: die Scham, in der der Mensch vor sich selbst erzittert. Denn auch er mußte gesehen haben, was sie gesehen hatte! Und sein Entsetzen war noch größer gewesen, sein Schauer so tief, daß er darüber verstummt war.

Und was ihr draußen nur ein vorübergehender Schreck gewesen — in der tiefen Stille der Nacht, in der Einsamkeit, gewann dies alles ein fast gespenstisches Leben — einen Sinn, der ihrer Seele förmlich Augen lieh. Daß sie nicht nur aufs neue erschrak, sondern mit einem Male auch zu wissen glaubte, weshalb sie über einen Spuk, den nur ein Spiel des Zufalls gefügt, so erschrecken konnte.

Denn ja: nun wußte sie's! Und verstand alles, mit einem Male: das Geheul ihrer Hunde, den frommen Schrecken Jesolos und warum die Blumen verwelkt waren.

Er hatte ja auch noch eine solche Blumenseele — der Knabe — über den sich schon der Schatten der Sünde streckte. Und er würde welken, wie diese Blumen.

‚Ich bin krank oder werde es,' dachte sie wie in einem plötzlichen Besinnen. So fremd schien ihr, was sie da empfand, so wunderlich die Scham und Reue, die so verspätet über ihre Seele kam. Und von ihm war dieses Übel ausgegangen! Von dem blassen Knecht, der da unten so still durch ihren Garten schlich, immer so heilig vor sich hinlächelte, noch mit keinem Blick sie angesehen hatte — sie! War das ein Mann?

‚Wenn es überhaupt ein Mensch ist,' dachte sie, von einem abergläubischen Schauer überrieselt. Er war ja von einem — Friedhof zu ihr gekommen! Hatte ihren Garten wie durch Zaubergewalt umgewandelt, Blumen gepflanzt und zur Blüte gebracht in einer Zeit, über die alle staunten. Ein Gespenst war er oder ein Vampir, der, ohne daß sie es merkte, vielleicht nächtlich an ihrem Herzen lag und

sich neues Leben saugte aus ihrem Blute. Während sie schwächer und schwächer ward und langsam verkam ...

Woher hatte er diese wunderlichen Geheimnisse des Todes und der Blumen? Wie konnte er wissen, was sich von dem Vergehenden zum Werdenden spann, von der Sünde zur Natur? Das waren Mysterien, die dem Himmel gehörten oder der Hölle ... Woher kam er? Und warum gerade zu ihr?

Und plötzlich setzte sie sich auf und warf das rotgoldene Haar wie eine Mähne um den nackten Leib ... Sie blieb ja doch die Acazia! Die Schöne, zu der die Männer pilgerten, wenn sie auch in der Sonne die Augen vor ihr niederschlugen. Und sie lachte auf ... Sie lebte noch, sie lebte! Der Mond, der so lüstern durch das säulengekoppelte Fenster hereinsah, trank er sich nicht toll an ihrer Schönheit? Auf Seide und Purpur und Spitzen lag sie. Was sie berührte, schien förmlich widerzustrahlen von ihrem Glanz. Und da draußen sollten ein paar elende Blumen nicht blühn können, bloß weil ihr — Schatten auf sie gefallen war? „Unsinn!" lachte sie auf.

Aber sie mußte das Wort wohl hundertmal wiederholen, bis sie selbst daran glaubte. Und erst vor dem grauenden Morgen zerrann der Spuk, der sie so lange geängstigt, daß sie noch einigen Schlummer fand und die Ruhe, die sie brauchte, um dem überlegen zu sein, den der Schlangenblick ihrer Kunst lähmen sollte.

⌘ ⌘ ⌘

„Heut will ich wie die Lagune sein," lächelte die Acazia, als die Draguccia kam, um sie für den Abend zu schmücken. „Bring' mir mein grünes Gewand! Die Haare aber laß mir über den Rücken fließen wie Wellen."

So bös auch ihre Nacht gewesen, die Träume, die ihr der späte Schlummer gebracht, hatten die Seligkeit ihres Sieges vorweggenommen. Nun stand sie da und bebte wie eine Braut.

„Fehlen nur noch die Blumen," sprach die Draguccia in ihr Schweigen hinein. „Welche befiehlst du?"

In die Hand, die eben ein wundervolles Geschmeide über die tiefentblößte Brust legte, kam ein leises Beben.

Aber die Stimme klang fest, als sie befahl. „Laß von dem Mohn heraufbringen, der unten blüht. Zwei, drei Körbe voll, daß er die Luft würze. Das macht trunken und müde."

Heimlich aber dachte sie: ‚Wieviel noch blühen mag davon? Und ob er hier blühen wird?' —

Die Rosen, mit denen man gestern ihre Gemächer geschmückt, waren morgens wie tot in den Vasen gehangen. Verwelkt, verdorrt auch sie ... Aber schon kam ihre syrische Magd mit den seidenen Blüten des Mohns. Frisch, leuchtend nickten ihr die schweren Kelche entgegen.

„Solch einen Kranz in deinem Haar!" schlug die Draguccia vor. „Aber er müßte dicht sein, dir noch die Stirn überschatten und die Brauen. Wie der Kupferglanz des Abend über der Lagune steht."

„Flicht mir einen!" gebot die Acazia und lächelte. Denn nun glaubte sie erst recht zu wissen, daß sie sich um ein Nichts gequält.

Schon hauchte der Abend seinen Duft in ihre Stuben, stand sein goldiges Geleucht hoch und verheißungsvoll über den Zinnen des Rivo Alto. Und dort — sie schloß die Augen — dort schaukelte auch schon die Gondel heran, die ihr den Knaben entgegenführte, der ihr gehören sollte.

⁂ ⁂ ⁂

Er war blaß, ganz blaß, als er eintrat. Unter ihrem Blick aber schlug ihm wieder ein jäher Purpur in die Schläfen, und seine Augen senkten sich. Linkisch und scheu nahm er die Hand, die sie ihm bot. Als ihre seidenen Finger aber mit verstohlenem Druck die seinen umklammerten, beugte er plötzlich das Haupt und küßte ihre Hand — heiß, wild. Daß sie mehr von einem Bisse brannte, denn von einem Kuß.

„Ich hätte dir den Vortritt lassen sollen," stammelte er dann, mit einem verlegenen Blick nach dem jungen Dandalo. Doch Renier zuckte die Achseln und lächelte — bitter, gallig. „Es hätte mir auch nichts genützt."

Da blitzte ein Strahl der Freude in den Augen des Jünglings auf. Einer Freude, die kindisch war und doch auch ein Triumph. Er fühlte sich als Sieger — der Besiegte!

Wie verdrießlich trat Renier einen Augenblick auf

den Söller hinaus. War dieser Tor wirklich in Byzanz geboren worden?

Mit einem weichen Händedruck zog die Kurtisane den Griechen an ihre Seite nieder. Zärtlich und doch immer gleich unbefangen. „Deine Hoheit hat gut geruht heute nacht?“ fragte sie wie besorgt.

„Ich habe geträumt, aber nicht geschlafen,“ kam es leise zurück.

„So waren es wohl ungute Träume, die dich besuchten?“ bedauerte die Acazia.

Er senkte das Haupt, schwieg. Aber die Hand, die sie hielt, bebte. Seine Pulse flogen.

„Du wirst mir andere Blumen geben müssen,“ sprach er nach einer Weile dumpf. „Die Rose, die du mir schenktest, ist verdorrt.“

„Da hast du sie wohl weggeworfen?“ Sie lächelte kokett.

Er hob den Blick, sah sie an. Heute zum ersten Male. Und fast erschrak sie: Solch eine Qual brannte in dem Blick! Und doch — doch war es schon der Mann, der begehrte! Die Stimme verriet ihn: „Meine Küsse haben deine Rose verbrannt. Aber ich hab' den Staub ihrer Blätter in meinen Nachttrunk gemischt ... Wer hätte da schlafen können?“

„So ist es dir wie — mir ergangen,“ hauchte die Acazia mit einem Seufzer zurück.

„Du hast auch nicht geschlafen?“ stammelte Alexios. Es sollte mitleidig klingen, kam aber wie ein verhaltener Schrei des Entzückens.

„Kaum eine Stunde,“ raunte die Verführerin. „Und selbst da hab' ich von dir geträumt.“

„Und — was träumte dir?“ Er fragte es leise, stockend. Doch sein Atem wehte heiß zu ihr herüber. In dem Blick, der an dem ihren verging, stand eine einzige Bitte.

Sie beugte sich zurück. „Ja, es war ein wunderlicher Traum! Mir schien, als wär' ich eine Welle der Lagunen. Eine der vielen, die sich da draußen schaukeln. Und doch seliger als alle anderen. Denn ich trug eine Gondel und in dieser Gondel warst — du!“ Und sie beugte sich noch

weiter zurück und sah ihn an mit den Augen, die blaugrün waren, wie die Wellen der Lagune, die ihn zu ihr getragen.

Da trat Renier in's Gemach zurück, runzelte die Stirn. „Ihr macht euch wohl lustig über mich?"

„Glaubst du, daß wir uns nichts Besseres wissen?"

„Wovon habt ihr denn gesprochen?"

Sie erhob sich, strich mit einer weichen Bewegung an der schillernden Seide ihres Gewandes nieder: „Von der Lagune, du Bär! Und daß ich mich heute in die Farbe ihrer Wellen gekleidet habe."

Das Antlitz des Alexios aber flammte von einem seligen Rot auf. Wußte doch er allein nur, daß sie vom Haupt bis zu den Füßen in den Farben des Traumes vor ihm stand, in dem sich zum erstenmal sein Verlangen und ihre Sehnsucht umschlungen hatten. —

⁂ ⁂ ⁂

Während des Mahles war wieder die Draguccia zugegen. Ganz Ehrbarkeit und Würde.

Dem jungen Dandalo schien die Alte schon in tiefster Seele verhaßt. Immer wieder warf er ein ungutes Wort nach ihr, oder einen Blick, der den anderen andeuten sollte, wie störend er ihre Nähe empfand. Was dem Alexios und der Schönen Anlaß zu einer Heiterkeit gab, die auch nur ihnen gehörte. Wie das Wissen von jenem Traum.

Unterdes füllte die Acazia fleißig seinen Becher aus dem goldenen Henkelkrug, den der nackte Leib der Venus zierte. Bis der junge Grieche den Wein seiner Heimat wie Wasser hinabstürzte — vor jedem Trunk mit brennenden Blicken die Geliebte umfassend als wären es ihre Küsse, ihr Blut ...

Es war ein schwüler Tag gewesen und seine sommerliche Glut atmete noch heiß in den Abend hinein. Da war es kein Wunder, wenn sich da und dort ein Blatt aus dem seidenen Kranz löste, der in den Locken der Acazia leuchtete. Der junge Grieche aber hob Blatt um Blatt vom Mosaik des Bodens und trank die Blüten mit seinem Wein hinab. „Was tust du?" hauchte die Acazia.

Er sagte nichts, legte bloß die Hand auf ihren Schoß, die zitterte wie im Fieber ...

Da beugte sich die Verführerin über ihn — ihre Locken streiften sein Antlitz. Als wollte sie ihm Gelegenheit geben, ihr ein rasches Wort zuzuraunen.

„Du bist nie allein!" kam es leise von seinen Lippen.

„Du bringst ja auch immer den Freund mit!" gab sie trotzig zurück. Er schwieg, aber in seinem Blick brannte ein weißlicher Glanz, der etwas Starres und Irres hatte. Nicht anders, als sähe sie einer der Märtyrer an, die mit weitgeöffneten Augen so wild und schreckhaft aus den Mosaikbildern des alten Byzanz starren. Dann lehnte er das Haupt zurück und schloß die Augen.

In diesem Augenblick mußte Renier der Duenja wieder ein recht unholdes Wort gesagt haben. Sie erhob sich und rauschte hinaus. Und wie gestern bereute der Ungestüme schon nach wenigen Minuten, daß er so wenig Galantuomo gewesen und eilte der ehrwürdigen Dame nach, um sie zu versöhnen. Nun waren sie allein ...

Draußen lag noch der späte Tag auf den Wellen. Aber in dem tiefgründigen Gemach dunkelte es schon. Und der Atem des Weins, der Duft des verwelkenden Mohns, der schwüle Hauch der Räucherpfannen, in denen der kostbare Bernstein des Nordens mit dem teuren Sandelholz Indiens zugleich verschwelte, hing wie eine Wolke über dem purpurnen Pfühl, auf dem die beiden saßen.

„Soll ich die Lampen anzünden lassen?" fragte die Acazia in dieses Dunkel hinein.

Da fiel der Grieche vor ihr nieder, schlang beide Arme um ihre Knie — preßte sie an sein Herz. Wie ein Funke der Hölle, die Venedigs Gifte und sie in ihm entzündeten, glänzte das weiße Licht seiner Augen zu ihr empor: „Wer so unsäglich elend machen kann — der muß auch unsäglich beglücken können!" stammelte er trunken. „Nimm mich wieder, du — Welle der Lagunen!"

Und sie beugte sich über ihn, zog ihn empor. Daß seine Wangen erst an ihrem Herzen brannten, bis die suchenden Lippen wie in einem Taumel aufeinandersanken.

Da begannen die Glocken Venedigs zu läuten. Wie in einem jähen Schreck legte sie die Arme noch enger um ihn. Aber er hörte nicht mehr, er lächelte nur. Toten-

fahl, mit zurückgebeugtem Haupt und geschlossenen Augen erschauerte er unter ihren Küssen.

Nur einmal öffnete er halb die Lider, schien dem Geläute zu horchen, wie einem fernher kommenden Ton.

„Wie hold sie singen, die Wellen der Lagunen!"

„Wirst du morgen den Freund wieder mitbringen?"

„Nie mehr! Und wenn ich ihn töten müßte."

⌘ ⌘ ⌘

Auch in dieser Nacht fand die Acazia keine Ruhe. Doch so schwül es in ihren Gemächern war, so blau und silbern der Mond ins Freie hinauslockte — sie fand nicht mehr den Mut, in ihren Garten hinabzusteigen.

Aus der Tiefe desselben scholl das Geheul ihrer Molosser in die Nacht. Sie bellten den Mond an. Immer zwei wilde Laute, dann eine Pause — zum Schluß ein heiserer, langgezogener Ton, der wie ein Gestöhn der Angst klang. Wenn dieses Grauen dem Mond galt. Aber wer weiß, ob nicht er wieder dort unten herumschlich? Der Blasse, den ihr die Toten herübergesandt hatten! Und dem die Bestien zu Füßen fielen, wo er sich zeigte. Obwohl er immer bloß lächelte ...

Und plötzlich war ihr, als sähe sie dieses Lächeln, wenn sie auch ihn nicht sah. Es stand da draußen, so geheimnisvoll, so unentrinnbar, wie die Nacht und mitten in ihr wie des Mondes Licht.

Ganz Güte war es, ganz Milde, ganz Verstehen. Ein einziger Glanz, der bis ins Innerste ihrer Seele hineinfand. Aber diese Seele schloß die Augen davor, wand und krümmte sich darunter, schien zwei kalte, frostbebende Hände vor ihr Antlitz zu pressen, nur um nicht sehend zu werden an all dem Glanz. Aufheulen hätte sie können in ihrer Angst, wie unten die steingrauen Molosserhunde ..

‚Bin ich denn verrückt?' dachte sie. Da war es besser, auf die Loggia zu treten und sich zu überzeugen, wie wenig Ursache da war zu soviel Angst.

Der Mond stand jetzt gerade über ihrem Garten. Blau und fast taghell alles unter ihm. Weiß schimmerte die Marmorfassung der Zisterne herüber, die Wellen der Adria, die von der anderen Seite herankamen, trugen

blitzende Kämme. Ein leises Geraun und Geräusch ging unten durch die Wipfel, wie ein Schauer der Andacht vor all dem Glanz und all der Stille. Mit bebender Hand klinkte sie ein Fenster auf. Wenn sie sich nur etwas weiter vorbeugte, konnte sie die Blumen auf den Beeten sehen. Dort standen ja auch ihre Lilien, wuchsen in die Nacht empor, schlank, weiß leuchtend wie silberne Lanzenspitzen. Rechts davon blühte der Mohn. Blühte er noch?

Weit beugte sie sich vor — fuhr mit einem leisen Schrei zurück. Wie niedergemäht lag Reihe an Reihe der Blüten! Und mitten durch das Beet schritt Jesolo, hoch, schlank, und sein weißes Gewand leuchtete bis zu ihr herüber.

Was tat er dort?

Nun sah sie es: wie Heu raufte er die welken Stauden zusammen, warf sie mitten in den Weg hinaus, beugte sich unermüdlich auf und nieder — gab die Ruhe seiner Nacht hin, damit der Greuel sie nicht am Tage verletze . . . schämte sich für sie!

Sie griff sich an die Stirn, schloß die Augen, rang nach Atem — und sah zuletzt doch wieder nach ihm.

Er hatte die weiße Tunika emporgerafft, ging mit bloßen Füßen zwischen dem welken Grün hin. Aber ging er in Wasser? Ein heller, bläulicher Schein lief hinter seiner Spur her, säumte sein Gewand, glinserte geheimnisvoll auf, wohin auch seine Hände griffen. Sein schmales Antlitz, der haselnußbraune Bart zeichneten sich wie in einem Silberrahmen vom Dunkel der Nacht ab, hell, fast magisch leuchtend — — Und da — über seinem Haupt — was war das? Als wäre die goldene Scheibe des Vollmondes vom Himmel gefallen und ihm gerade aufs Haupt.

„Madonna!" schrie die Acazia und warf das Fenster zu.

Unten heulten die Hunde auf. Als sie noch einmal durch das Fenster schielte, stand Jesolo hoch aufgerichtet in der Mitte des Weges und sah gerade zu ihr herüber, als zwänge sein Blick auch das Dunkel. Aber der gespenstische Glanz, der ihn umwoben, war verschwunden. Nur sein weißes Gewand schimmerte noch durch die Nacht. —

❧ ❧ ❧

„Glaubst du, daß Tote wiederkommen können?" fragte die Acazia am anderen Morgen ihre Duenja.

Die Draguccia riß die Augen auf, starrte sie an: „Mein Gott, wie siehst du aus?"

„Ja," kam es tonlos zurück. „Das ist nun schon die zweite Nacht, daß ich nicht schlafe."

„Und heute kommt er allein," jammerte die Alte. „Du wirst Schminke nehmen müssen."

„Ich habe dich gefragt, ob du glaubst, daß es Gespenster gibt?" beharrte die Acazia gereizt.

„O ja," lachte die Alte schamlos. „Und sogar solche, die zu lange auf sich warten lassen! Schlaf lieber und quäle dich weniger.

„Vielleicht hast du recht," gab die Kurtisane zu. ‚Und von seinem Wein hab' ich auch getrunken,' dachte sie. Nur ein Schluck war es gewesen. Er selbst hatte sie gebeten, ihm den letzten Becher mit ihren Lippen zu weihen. Erst jetzt entsann sie sich. Nun, wenn es so war, dann verstand der Doge in der Tat, den Wein seiner Opfer zu würzen. Wie toll war sie gewesen, von diesem einen Schluck! Hatte Gespenster gesehen und Gestirne, die vom Himmel gefallen waren, und dann sich bis in den hellen Tag halbtot in dem eigenen Bette gewälzt.

Heute! . . .

Die Draguccia hatte recht. Heute, wo sie mit ihm allein sein würde — vor ihm tanzen wollte — den lockenden, wirbelnden, versuchenden Taumeltanz der Hetäre. Wie eine Göttin geschmückt, mit Lilien in den Händen. Wie die Tochter der Herodias um das Haupt des Johannes, so wollte sie um das Herz seiner frommen Mutter tanzen! In einem Traum hatte sie sich diesen Tanz tanzen sehen. Nun sollte der Traum Erfüllung werden. Aber wie Blei lag es in ihren Gliedern, die Augen brannten. Todmüde dehnte sie den rosigen Leib auf den üppigen Kissen . . .

„Ich werde dir eine Schale kalter Milch bringen," sagte die Draguccia, „und frische Früchte. Und sorgen, daß bis zum Abend Totenstille herrscht im Hause. Wann man schläft, ist ja gleichgültig. Sieh nur, daß du schläfst!"

War es die tödliche Müdigkeit, die ihre Glieder ent-

spannte — oder die Art der Alten, die sie zu einem Gehorsam erzogen, der schon Gewohnheit geworden?

Sie trank die Milch und aß die Früchte und schlief, bis die Sonne hinter San Giorgio Maggiore stand.

⌘ ⌘ ⌘

So schön war sie noch nie gewesen, wie in dieser Nacht. Als wäre das Rot der Abendwolken, die in den Lagunen versanken, auf ihren Wangen zurückgeblieben und das letzte Geleucht der Sonne in ihrem Haar.

In einem Gewand, das dunkelblau wie die Nacht war, die draußen über Venedig stand, hatte sie ihn empfangen. Indische Seide, dünn wie ein Spinngewebe, über und über mit silbernen Sternen bestickt, vor der Brust von einer Lotosblüte festgehalten, der ein seltsamer Duft entströmte, obwohl sie nur aus Edelsteinen zusammengefügt war. Auf dem Fondaco dei Turchi hatte der alte Malipiero mit eigenen Händen dieses Gewand für die Acazia gewählt. Es war auf die Wage gelegt worden, und statt der Gewichte waren Dukaten in die Schale gefallen. Knapp lag es an, um die Hüften von einer silbernen Schärpe gehalten, deren Enden echte Perlenfransen trugen, daß es bei jedem Schritte war, als rauschten ferne Wellen. Um die Füße aber, die frei bleiben mußten im Tanz, floß das leichte Gewebe in hundert rieselnden Falten. Eine Schlange aus Lapislazuli wand sich durch ihre hängenden Locken.

Die Tafel hatte sie nur mit Früchten beschicken lassen und mit dem Wein des Dandalo. Fünfhundert Lilien aber waren in ihre Gemächer gebracht worden. Die weiße, heiße, betäubende Blume der Unschuld. Aus allen Vasen blühte sie hervor, über allen Spiegeln nickte sie ... mitten aus dem Duft der Räucherpfannen wuchsen die schimmernden Kelche: hoch, schlank, geheimnisvoll wie Opferkerzen.

Einen Lilienstengel in der Rechten, hatte sie dann vor ihm getanzt. Kein anderes Licht um sich, als den magischen Glanz des Vollmondes, der in dem Spitzbogen der offenen Loggia stand, und das Gezüngel der Flammen, die aus den Räucherschalen emporschlugen. Kein Mensch um sie und ihn. Wie die Sünde selbst tanzte sie, schön,

ruchlos. Und der Lilienstab, den sie hielt, mit dem sie koste, den sie umwarb — seufzend, jauchzend, stöhnend, war — Alexios!

In gespenstischer Blässe hatte sein Antlitz aus dem Dunkel nach ihr gestarrt. Das rechte Knie emporgezogen, die Arme wie in einem Krampf darum verschlungen, die mandelförmigen Dionysos-Augen weit und leuchtend geöffnet — so hatte er sie gleichsam in sich getrunken.

Bis die Magie der Rhythmen, in denen sich ihr Körper bog, auf ihn hinüberzuwirken begann, ihn geheimnisvoll emporzog, umstrickte, daß er näher kam, immer näher: erst wie trunken an den nackten Füßen hängen blieb, auf die das Mondlicht silberne Küsse warf ... dann den Blick auf dem schimmernden Lotoskelch haften ließ, der das Rund ihrer Brust niederzwängte. Bis er in den Augen versank, die ihn riefen.

„Willst du mich töten?" schrie er plötzlich auf ...

※ ※ ※

Seit jener Nacht war der Sohn der frommen Maria ihr verfallen. Tage- und nächtelang hielt seine Gondel an den Stufen ihres Palastes. Tot und wie ausgestorben lag das Haus, in dem eine ruchlose Liebe und ein unsterblicher Haß zugleich an dem Verderben eines jungen Menschenkindes spannen.

Und was die Sünde nicht bewirkte, tat heimlich der Wein, den Venedig gewürzt hatte. War es anfangs noch der schöne Rausch der ersten Liebe gewesen, der den Knaben Alexios in die Arme der Buhlerin geworfen, so war es nun die Raserei des Giftes, mit dem Venedig immer wieder seine Sinne aufpeitschte — ihn gleichgültig machte gegen alles andere, bis der Betörte stumpf und gefügig genug wäre, zu tun, was Venedig von ihm wollte.

Schon lag in dem geheimen Staatsgemach des Dogenpalastes der mörderische Vertrag bereit, der nicht nur dem Alexios, sondern auch dem goldenen Byzanz für immer die Sklavenkette anlegen sollte. Und zehn alte Männer, voll Lebensklugheit und Menschenverachtung, rieben sich die blutlosen Hände in der Erwartung des Sieges.

Auch das flüchtige Mitleid, das während der ersten

Tage zuweilen an das Herz der Kurtisane gerührt, war verflogen. Was war ihr noch dieser Knabe, der bald genug seinem Schicksal erliegen mußte? Das Gold aber, mit dem ihr die Republik ihre Tat lohnen wollte, leuchtete schon jetzt allabendlich vor ihren Augen, wie der Dukatenglanz, den die scheidende Sonne über den Kuppeln des Rivo Alto zurückließ. Und war das Leben gegen sie anders gewesen? Auch das war ihrer Seele eine Genugtuung.

Nur an ihren Garten durfte sie nicht denken und nicht an Jesolo. Nach jener Nacht, die ihr den Knaben zu eigen gegeben, hatte sie noch einmal befohlen, Blumen heraufzubringen. Die Draguccia war selbst hinabgestiegen, die Lilien und Nelken zu pflücken, die sie gewünscht hatte. Aber in dieser einen Nacht war der ganze Flor hingewelkt. Unmöglich, auch nur eine Blüte zu finden. „Und Jesolo?" hatte die Acazia gefragt — „was sagt er?"

„Nichts," hatte die Alte erwidert. „Gar nichts." Aber sie hatte dabei die Augen niedergeschlagen und war wie ein geprügelter Hund zur Tür hinausgeschlichen.

‚Wie beschämt!' dachte die Buhlerin.

Seitdem ließ der Majorduomo die Blumen, die seine Herrin brauchte, von Torcello herüberbringen. Aber auch diese welkten immer wieder und rascher, als es überall sonst der Fall war. Morgen für Morgen warfen die Dienerinnen die teuere Last mit einem befremdeten Kopfschütteln in die Lagune. Sie freilich ahnten nichts von der Qual, die wie ein einziger Brand in ihrer Herrin Seele um sich griff. Und Jesolo schwieg.

Nur freilich — dieser eine wußte es. Und kannte er die zeitliche Strafe, die sie Tag für Tag wie ein Peitschenhieb im eigenen Hause traf, dann wußte er vielleicht auch um die ewige...

Es hing da in einem vergessenen Korridor ihres Palastes ein uraltes Gemälde: die Sünderin vor dem Herrn. Gleichgültig und stumpf war sie sonst daran vorübergegangen.

Wenn sie aber nun ihre Leute beim Mittagstisch wußte oder sonstwie der Ruhe ergeben, geschah es immer öfter, daß sie nach jenem Korridor schlich und sinnend stehen blieb vor dem uralten Bild. ‚Ein Zufall!' hatte sie früher

gedacht, wenn sie überhaupt daran dachte. Nun schien ihr ein merkwürdiger Sinn in diesen Zufall hineinzuwachsen — etwas von lange her Gewolltes, Bestimmtes. Und siehe, der Zufall zeigte plötzlich das eherne Antlitz der Vorsehung!

Auf dem Bilde lag die Sünderin vor dem Herrn. Das gesunkene Weib, von dem alle wußten. Der Herr selbst aber ... stand er nicht da — hoch, rein, unnahbar, wie unten ihr frommer Knecht? Und auch Magdalena verbarg das Antlitz vor ihm, hüllte sich wie erschauernd in die goldenen Schleier ihres Haares. In dieser Angst, die auch sie kannte — dem Grauen, vor dem Blick des Reinen, den man zu ihrem Richter aufrief.

Aber dann hatte er doch gesprochen? Und ihr vergeben! Daß nicht einer es wagte, einen Stein zu heben wider sie. Nur freilich: „Gehe hin und sündige nicht wieder!" Die Bereuende nur hatte er losgesprochen!

Und Jesolo ...

Je länger sie das uralte Bild betrachtete, desto mehr Ähnlichkeit schien ihr das Antlitz des Herrn mit dem seines Getreuen zu haben. Die Farben waren freilich stark nachgedunkelt. Aber die Augen, die mit gesenkten Lidern an der Verführerin vorüber sahen; die leicht nach vorwärts gebogenen Schultern, die Demut in aller Reinheit und Größe — war auch Jesolos Haltung.

Und diese Hand, die ‚im Sande' grub ... hatte nicht auch er mit diesen schlanken, blassen, feingliedrigen Fingern so seltsam über die Erde hingetastet in jener Nacht? Die selbst ihren Schatten als ruchlos erwiesen?

Als könne sie nun und nun wahnsinnig werden so war ihr, wenn sie dies alles bedachte.

Wenn der junge Grieche aber zuweilen in den Garten hinab verlangte, schlug ihm die Acazia statt dessen immer eine Gondelfahrt vor. Bis er zuletzt auch dafür zu müde war. Bei Tag in seinem schweren Schlummer dahindämmerte, um nur mehr nachts für seinen kurzen Rausch zu erwachen.

Dann fand er die Gemächer geschmückt wie Tempel, Kerzenglanz und Blumenduft und den heißen Rauch des verschwellenden Bernsteins und Sandelholzes. Den Wein, der ihn vergiftete, und die sinnenaufpeitschende Musik der



Wartende Frauen. Gemälde von Prof. Ludwig Dill

Wasserorgel, in der die Wellen der Lagune sangen, wie die Sirenen, die ihn zur Tiefe zogen.

So war es zuletzt auch der Acazia am liebsten. Denn wenn er den Tag durchwachte, wurde er schon ein schlimmer Gefährte. Jähzornig wie ein junger Löwe, tückisch in seiner Eifersucht. Schon hatte er ihrer syrischen Sklavin einen Dolch nachgeworfen, weil sie einmal versäumt hatte, ihm die goldene Schüssel, in der er nach dem Mahle die Hände wusch, kniend zu überreichen. Cecco, den großen weißen Hauskater, hatte er langsam zu Tode gemartert. Und nun schlich sein Blick wie ein Meuchelmörder ihren Molosserhunden nach. Ein irrer, halb blöder Blick, der zuweilen alles befürchten oder alles erwarten ließ, worauf die Republik hoffte.

Das war nicht mehr der Sohn der frommen Maria.

In der Tiefe des Gartens aber griff der Tod wie immer weiter um sich. Erst hatte die Erde ihre Blumen hinabgenommen — nun welkte langsam der Rasen hin. Die Bäume aber begannen trauernd ihre Zweige zu senken. Die Blätter fielen so früh, wie bisher in keinem Herbst.

Wie lange noch, und das Stück Land, das man mit Mühe den Fluten abgerungen, war wieder eine Wüste und Sand, wie draußen die Dünen —!

⁂ ⁂ ⁂

So kam allmählich die Zeit heran, in der die Flotte der Kreuzritter Venedig verlassen und gen Zara fahren sollte. So weit hatte Venedig auch in dieser Sache seinen Willen behauptet. Wenn auch alle Welt wußte, daß Dandalo, sowie er gegen Zara in See stach, zugleich den Bannfluch des Papstes mit sich nahm. Aber er trug ihm einen Sieg entgegen, dieser Fluch. Da tat er nicht weh.

Schon waren die Galeeren aus dem alten Arsenal ausgefahren und lagen in offener See vor dem Hafen — ein Schauspiel voll Glanz und Pracht. Allen voran das mit purpurfarbigem Samt bis weit über den Bord ausgeschlagene Schiff des Dogen, von dessen Mast die Standarte Venedigs ins Meer hinausflatterte —: der schreitende Löwe auf goldenem Grund. In der Form eines Hafens ringsum die anderen Schiffe aufgestellt: mit den schimmernden

Wappen der Ritter und Barone, einer Brustwehr gleich, längs der Borde umsäumt, daß man nach den bunten Schilden auf die Herren schließen konnte, die sie tragen sollten und auf die Namen der Hochedlen.

Venedig selbst aber rüstete den Scheidenden ein großartiges Abschiedsfest, in dem seine ganze Prunklust aufleuchten, aufschäumen sollte, in dem arm und reich und hoch und nieder in einem einzigen Taumel den Triumph vorwegnehmen wollten, mit dem diese ‚Kreuzfahrt' die Republik ehren mußte. Und weil es der Tag war, an dem auch der junge Alexios versprochen hatte, jenen Vertrag zu unterzeichnen, hatte die Acazia vollauf zu tun, den Knaben bis zuletzt festzuhalten.

Als aber nun die Lust der ganzen Stadt wie eine trunkene Welle vom Rivo Alto bis an den Palast der Acazia schlug, als ‚Serenata' um ‚Serenata' zum Lido herüberfuhr, um sich an den Ufern von Malamocco in einen einzigen Liebesreigen aufzulösen, da loderte auch die Raserei des jungen Komnenen im Schmerz des Abschieds noch einmal wild empor. Und während die tobende Volksmenge unter den Fenstern der Acazia ein Böcklein zerriß, schlug Alexios drinnen mit grausamen Hieben die Molosserhunde nieder, um sich über eigene und fremde Grausamkeit hinweg noch einmal als den zu fühlen, der er hier erst geworden — der letzte Komnene!

Als Renier Dandalo spät nachts kam, um ihn an Bord zu holen, damit er den bedungenen Vertrag noch vor der Abfahrt unterzeichne, mußte er den, bis zur Würdelosigkeit Betrunkenen von den Gondolieren hinabtragen lassen. Und in dieser selben Nacht verpflichtete sich Alexios „zur Stellung von zehntausend Mann für ein Jahr und von fünfhundert Mann auf seine Lebenszeit zum heiligen Kriege .... Zur Zahlung und Verpflegung der Kreuzfahrer auf ein Jahr vom Ablauf des bestehenden Vertrages mit Venedig ... Zur Schadloshaltung der Venezianer für die noch immer nicht beglichenen Verluste unter seinen Vorfahren Manuel und Andronikos ... endlich zur Leistung von 200000 Mark Silber nach erfolgter Thronbesteigung an die Venezianer."

Dem heiligen Vater aber versprach er nicht weniger, als „die ganze Kirche des Morgenlandes, den Berg Athos mit eingeschlossen". So verkaufte der Knabe in einer Nacht nicht nur seine Krone; sondern auch seinen Gott.

⌘ ⌘ ⌘

Unter den Mauern der Acazia raste noch immer die Menge. Warum taten diese wilden Schreie zügelloser Lust ihr plötzlich so weh? Etwas ganz Leises, ganz Fremdes griff frostig und zum erstenmal an ihre Seele: der Ekel.

Aber das war wohl nur eine Täuschung! Ein unwillkürliches Ermatten. Schon auf dem Weg nach ihrem Lager hielt sie plötzlich mit einem leichten Schrei inne. Was log sie sich da vor?

Über die Erinnerung an ihren Garten, über das Stück Erde, das ihrer Sünde die Blumen verweigert, ob es auch ihr Eigentum war — kam dieses Erschauern und dieser Ekel einher! Nun weder der Rausch, noch der Triumph der eigenen Reize sie mehr betäubte, fühlte sie, was allein ihr geblieben war und allein sie noch anstarrte: die Schuld! Aber war das jemals anders gewesen? Hatte sie sich auch nur einmal Gedanken darüber gemacht? Sie, der es gegeben ward, den Gattinnen die Männer zu nehmen, den Müttern die Söhne, Gott — die Seelen?

Gott —

Ein Schauer ging über sie. Ja, ihm selbst hatte sie diesmal etwas genommen! Das Heiligste, Geheimnisvollste und Köstlichste, was er dem Menschen gegeben hat: eine unbefleckte Seele! Alle anderen waren zu ihr gekommen. Gefallene durch den bloßen Wunsch. Diesen einen aber hatte sie verdorben — verdorben und vernichtet für immer. So wie man sie selbst verdorben hatte.

Mit einer müden Bewegung griff sie an ihr Haupt, zog die blaue Schlange aus den Locken — warf sie aufschreiend plötzlich von sich. Hatte das ruchlose Tier Leben bekommen? Ihr war, als hätte es sich zwischen ihren Fingern geregt, das Haupt mit einer tückischen Bewegung nach ihr gekehrt ... Wurde sie wirklich wahnsinnig?

Aber nein — wahrhaftig! Dort wand sich die Schlange über den Fliesen hin, hob züngelnd das Haupt,

glinserte sie an mit den Edelsteinaugen! Das Tier, aus dem der Satan selbst zu den Menschen gesprochen ...

Wie gepeitscht stürzte sie aus ihrem Gemach und durch das schlafende Haus, über die Treppe, an der noch ihre getöteten Hunde lagen, bis sie keuchend und laut aufschluchzend im Freien stand.

Wie mit einem leisen Wehton schauerten über ihr die kahlen Wipfel der Platanen und Eukalypten auf. Von dem Marmorrand der Zysterne aber troff es wie Blut hernieder. Der Widerschein des ersten Morgenrotes, das wie ein ferner Brand aufglühte — dort wo die Flotte Venedigs lag und auch ihr Opfer seinem Schicksal verfallen war. Mit dem Blick einer Wahnsinnigen starrte sie hinüber. —

Wie sie sich aber endlich zurückwandte, nicht wissend, wo ihr jemals wieder Friede werden sollte und Ruhe und eine Stätte, ihr Haupt darauf niederzulegen — da stand plötzlich Jesolo vor ihr, bis an die Füße in einen weißen Kittel gehüllt, mit einem Antlitz, das wie von einer innersten Freude strahlte und doch wieder einen Ernst trug, vor dem sie in tiefster Seele erschauerte.

‚Jetzt wird er mich anblicken, jetzt!' fuhr es in rasender Angst durch ihr fieberndes Hirn.

Doch er sah sie nicht an. Nur einen blühenden Zweig hielt er ihr entgegen, der hochstengelig war und von drei weißen Lilien gekrönt, die schimmerten, wie die Wolken des Himmels und die blitzenden Kämme der Wogen: „Siehe, was erblüht ist in deinem Garten — in dieser einen Nacht!"

Aber sie verstand ihn nicht mehr. Ihr Herzschlag stockte. Und während sie mit den Armen wie taumelnd um sich griff, starrte sie mit dem staunenden Rätselblick der Vergehenden nach Jesolo und dem Zweig, den er ihr entgegenhielt: „Du bist es!" Und brach tot vor ihm nieder ...

So starb die Kurtisane Acazia an demselben Tage, der ihrer Seele die Reue geschenkt und ihrem Garten eine neue Blüte. Ob auch niemand um diese Gnade wußte, außer Jesolo, dem frommen Knecht, der beim Klang der Morgenglocken bleich und erschüttert das erste Ave betete für die Tote. —

Johanna Schopenhauer
Das Schicksal einer Mutter

Von Johannes Höffner

Am 12. Oktober 1806 war Weimar in ängstlicher Aufregung. Schon seit langem lastete die Befürchtung, daß in der nächsten Nähe der Stadt, um die herum die Heere sich zusammenzogen, die Entscheidungsschlacht würde geschlagen werden; auf den Gemütern, und die monatelange Einquartierung hatte die Residenz schwer betroffen. Auf den Straßen konnte man vor Pferden, Wagen, Geschützen nicht mehr passieren. Die Landbewohner kamen flüchtend in die Stadt. Jede Stunde brachte dunkle Gerüchte; es hieß, es wäre zum Treffen bei Saalfeld gekommen und endlich, Prinz Louis Ferdinand wäre siegreich gefallen. Die Wahrheit kam hintennach: achtzehnhundert Mann, dreiunddreißig Geschütze waren in die Hand des siegreichen Feindes gefallen. Die schlimmen Zeichen mehrten sich.

Der Herzog war bei der Armee. Die Erbprinzessin verließ Weimar; der Erbprinz folgte auf das dringende Anraten der Minister; auch die alte Herzogin rüstete zur Flucht, ihre junge Enkelin Prinzeß Karoline sollte mit ihr gehen. Der vierzehnjährige Prinz Bernhard war im Hauptquartier Hohenlohes. Im verödeten Schloß blieb allein die regierende Herzogin mit dem Hof zurück, der einzige Trost des Landes in so schwerer Zeit.

In ihrem Hause an der Ackerwand hatte Frau von Stein gerade ihre geflüchtete Schwiegertochter, die Kochberger Amalie, mit ihren Kindern bewirtet und sorgenvoll die traurigen Dinge angehört, die die schöne junge Frau, um den zurückgebliebenen Gatten bangend, weinend erzählte; und als später Goethe kam, klagte sie bitter um Deutschlands Los. Aber der immer mehr vertrocknende Freund ihrer Seele bemerkte nur: es mache ja nicht viel, wenn

Napoleon auch siege, denn innerlich hätte Frankreich ja doch Deutschland längst überwunden, und deutsches Wesen sei ja längst verkauft und verraten.

Das sagte er aber, weil ihn andere Sorgen bedrückten, als die, was aus Deutschland werden würde, und er ging dann auch bald und wußte recht wohl, wohin er wollte.

Trotz der schlimmen Zeiten war die kleinstädtische Neugier der Weimaraner so rege wie je. Und so war es auch Goethe zu Ohren gekommen, daß gerade jetzt unter Krieg und Kriegsgeschrei eine Fremde von Distinktion in Weimar mit großem Gepäck und gehöriger Dienerschaft eingezogen war, eine reiche Witwe und königlich polnische Hofrätin, Madame Schopenhauer.

Sie kam aus Hamburg mit ihrem achtjährigen Töchterchen. Der betriebsame Herr Bertuch hatte sich bereits bei ihr eingeführt und berichtete viel von der Schönheit der Einrichtung, die mit warmen Teppichen, seidenen Vorhängen, großen Spiegeln und Gemälden einen in Weimar nicht gewöhnlichen Eindruck von Eleganz und Pracht hervorrief, und auch maßgebendere Leute, wie Meyer, Riemer u. a. rühmten die Liebenswürdigkeit und Grazie der noch ziemlich jungen Frau. Und Goethe, von der Freundin seiner Jugend fortgehend, bedachte nicht, was er mit ihr über Deutschland gesprochen hatte, sondern seine eigene Not, und ob wohl die Fremde ihm eine Freundin und Helferin darin werden könne. Denn auch ihre Hilfsbereitschaft und ihren praktischen, tatkräftigen Sinn inmitten so böser Verhältnisse hatte man lobend genannt.

Mit dem Heranwachsen Augusts war nämlich die gesellschaftliche Situation in bezug auf Christiane gänzlich unhaltbar geworden. Es ging nicht an, daß die lebendige Mutter von Goethes Sohn und Erben noch immer als kleines Erotikon in Küche und Schlafkammer ihr Wesen trieb. Christianes Anhang war allmählich weggestorben, ihr Bruder als beliebter Roman-Autor arriviert, sie selbst aber eine höchst behäbige Dame von gewählter Toilette geworden, die eine Gesellschafterin und diverse Domestiken beherrschte, erheblich im Haus regierte und in den biederen altreichsstädtischen Kreisen Frankfurts nicht übel gefallen

hatte. Ihre höchst merkwürdigen Zerstreuungen im Kreise munterer Jenenser Studenten und Weimaraner Kleinbürgerleuten konnte ihr ihr Brotgeber und Gewissensgatte nicht wohl verbieten, denn sie war von Natur höchst lebensfroh, und er hatte sie oft, wenn sie über die Schlechtigkeit der Menschen weinte, die ihr ihren „Geheimerath“ noch abspenstig machen würden, aufgefordert, nun erst recht vergnügt zu sein und ihr auch für sie und ihre Kumpanei das schöne Lied gedichtet: Denn das Ächzen und das Krächzen haben wir nun abgetan usw. Mittlerweile aber ward solches lästig und die Aussicht erwünscht, die wie billig zu legitimierende Gebärerin Augusts in Gesellschaft zu sehen, in der der Sohn, der sich ohnehin mehr als nützlich selbst in die Kreise der Mutter gezogen fühlte, sie, ohne vor Standesgenossen erröten zu müssen, grüßen konnte.

So kam es, daß Frau Schopenhauer, an jenem 12. Oktober in ihr Vorzimmer tretend, um den Fremden, den man ihr gemeldet hatte, zu sprechen, dort einen hübschen, ernsthaften Mann stehen sah, der, mit vielem Anstand sich verbeugend, sagte: „Erlauben Sie mir, Ihnen den Geheimrat Goethe vorzustellen.“ Die Dame blickte im Zimmer umher, wo der Goethe denn wäre, denn nach der Beschreibung, die man ihr gemacht hatte, konnte sie in diesem so überaus bescheidenen und liebenswürdigen Besucher unmöglich den berühmten Mann vermuten. „Meine Freude und meine Bestürzung waren gleich groß,“ schreibt sie, „und wie ich mich wieder besann, waren meine beiden Hände in den seinigen und wir auf dem Wege nach meinem Wohnzimmer.“ So war die Freundschaft geschlossen, denn der sorgenvolle Goethe erkannte schnell, daß diese Dame, gesonnen ein Haus zu machen, entschieden Frau von Welt und ohne die Weimaraner Ängstlichkeit, ein unübertreffliches Mittel für das, was ihm anlag, wäre. Die Ereignisse bestärkten seinen zögernden Entschluß, und am 19. errang Christiane den Preis ihres Lebens, als einzige, wie das ‚Morgenblatt‘ zu der Olympiers Zorn boshaft zu berichten nicht verfehlte, gewinnend, wo soviel andere durch Plünderung und alle Schrecken des Krieges verloren. Und am 20. führte Goethe die verlegene neuvermählte Exzellenz den

erstarrenden Damen, die arglos um den Schopenhauerschen Teetisch saßen, in die Arme. Allein Johanna empfing sie mit Fassung und löste durch ihre herzliche und unbefangene Liebenswürdigkeit gegen die Ärmste Goethes tiefste menschliche Dankbarkeit aus. Hiermit war ihre Stellung gemacht und waren ihre offenen Abende, an denen Goethe, teils mürrisch und zeichnend, teils guter Dinge und plaudernd, aber immer in Person und Lebensgröße besehen werden konnte, zur Berühmtheit geworden. Auch die Beziehungen zum Hof gestalteten sich gut, und Johanna war auf dem Gipfel ihrer Wünsche, denn eine dominierende Stellung in der Gesellschaft der geistig bedeutendsten Stadt Deutschlands war der Traum ihres Lebens.

Ein Tropfen Wermut war übrigens auch in diesem Freudenbecher: Frau Schopenhauer hatte nämlich einen Sohn, namens Arthur, der ihr in allem zuwider lebte und ihr durch herbe Auffassung des Lebens, fatale Deutlichkeit in der Äußerung seiner Ansichten und taktlose Wahrheitsliebe, zumal aber durch unverbesserlichen Pessimismus, unaufhörlichen Verdruß bereitete. Sie konnte nicht zweifeln, daß er das alles von seinem Vater hätte, denn von ihr hatte er es gewiß nicht.

⌘ ⌘ ⌘

Eins der charakteristischen Zeichen der Schopenhauer ist ihr „Sichaufopfern“ für andere, nur nicht für die, denen sie Aufopferung schuldet und die ihr am nächsten stehen. Sie opfert sich auch ganz und gar nicht ohne Überlegung, sondern nur, wenn ihr aller Voraussicht nach mit einem entsprechenden Äquivalent gelohnt wird.

Schon der allererste bezeichnende selbständige Akt des jungen Mädchens, die Eheschließung, ist ein Beweis hierfür. Die Achtzehnjährige, die bereits eine Liebe hinter sich hat, entschließt sich ohne weiteres, die Hand des zwanzig Jahr älteren Mannes, der in seinem Äußeren als eher abstoßend bezeichnet werden muß, anzunehmen, da ihr die Ehe mit ihm „ein weit glänzenderes Los eröffnet, als ich jemals berechtigt war zu verlangen“. Sie fügt zwar vorsichtig hinzu, man würde ihr hoffentlich zutrauen, daß dies in so früher Jugend ihre Wahl nicht bestimmt, ja daß sie kaum

daran gedacht habe, aber gedacht hat sie also ohne Zweife daran, und daß Erwägungen solcher Art ihre Wahl auch bestimmt haben, erhellt auch daraus, daß sie ausdrücklich anerkennt, weder Vater noch Mutter hätten sich „erlaubt ihren Entschluß leiten zu wollen".

Dagegen zeigte der Gatte weiten Blick und bedeutende Auffassung der Zustände. Er muß ohne Zweifel als feurige Natur bezeichnet werden, seine Handlungen sind vom Impuls geleitet, und der Wille wirft bei ihm den gewöhnlichen Intellekt allemal über den Haufen. Was uns von ihm berichtet wird, beweist vorzügliche Einsicht und Erkenntniskraft; dennoch sind die meisten seiner Handlungen höchst unklug, und, weil aus dem Impuls entspringend, auch unbesonnen. Das gibt seinem Bilde aber etwas Kühnes, Edles und Fortreißendes, von jeder gemeinen Berechnung Freies; denn alle seine unüberlegten Handlungen sind Opfer für ein großes Gefühl oder eine große Idee.

Als er anläßlich einer Reise der Potsdamer Parade zusah, fiel Heinrich Floris dem Blick Friedrichs des Großen auf. Der deutsche Kaufmann jener Tage war, was Haltung und Anstand, Vornehmheit und Gewähltheit des Anzugs betraf, auch nicht gewohnt, eine gute Figur zu machen, und der König, dem ja selten der Gruß eines Fremden von Distinktion entging, war überrascht, in Schopenhauer einen Danziger Handelsmann zu sehen. Jedenfalls hatte der Mann einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er ihm in zweistündiger Audienz — die nicht etwa Schopenhauer nachsuchte, sondern zu der er befohlen wurde — nahelegte, sich in seinen Landen niederzulassen und ihm in einer unerbetenen Verleihungsurkunde für sich, seine Leute und Nachkommen Befreiung von allen möglichen Pflichten, für seine Schiffe die Königliche Flagge, in allen seinen Unternehmungen ihn zu schützen und zu „maintenieren" versprach und alle Behörden anwies, ihm „guten Willen, wirksame Hilfe und Facilité unweigerlich zu leisten". Von diesem Freibrief hat Heinrich Floris nie Gebrauch gemacht, wie er auch zu Lebzeiten den polnischen Titel eines Königlichen Hofrats nicht geführt hat. Erst

seine Gattin fand es für ihr Entree in Weimar angemessen, sich seiner zu bedienen.

Der Widerwille Heinrich Floris gegen höfische Gnadenerweise wurzelte in seiner politischen Überzeugung: er war starrer Republikaner. Die Freiheit Danzigs als Hansestadt stand ihm so hoch, daß er den Einschließungsversuchen Preußens mit innerstem Zorn zusah. Die Devise seines Hauses war: Point de bonheur sans liberté, und als Friedrich nach der ersten Teilung Polens die Hansestadt mit einem Armeekorps einschloß, und der Kommandant, bei den Eltern Schopenhauers auf dem Lande im Quartier liegend, dem Sohn des gastfreien Hauses eine Höflichkeit erzeigen wollte und, ihn bei seiner Pferdeliebhaberei nehmend, ihm freie Fourageeinfuhr für seine Gäule anbot, schrieb der Sohn aus Danzig zurück: er danke für den guten Willen. Noch sei sein Stall versehen, und wenn der Vorrat zu Ende sei, lasse er die Tiere totstechen.

Von dieser Art war Schopenhauers Vater und wenn, wie jeder Viehzüchter weiß, das Blut, die Rasse der Vater, Knochengerüst und Fleisch die Mutter vererbt, so ist, auf das Höhere übertragen, kein Zweifel, von wem der Sohn die großen Eigenschaften überkommen hat, indem ihm der Vater das Blut, das Herz, den treibenden Willen im Dienst des Gefühls, die Mutter den Intellekt, die Fassungsgabe, die leichte Auffassungsfähigkeit mitgibt. Zweifellos ist die Sinnlichkeit, unter der der Sohn so qualvoll und widerwillig gelitten hat, auch ein Erbe des Vaters, in dessen holländischer Abstammung die Brutalitäten, die wilden Trunkenheiten und der brünstige Lebensdrang niederländischen Blutes lagen. Auch Johanna deutet, obwohl taktvoll und mit wohltuender Zartheit, darauf hin.

Im Lauf der Jahre trat dennoch ein Ereignis ein, das das Leben des Paares in eine Bahn lenkte, die den Wünschen der Frau sehr zuwider war: Danzig wurde preußisch, und innerhalb zwölf Stunden nach der Übernahme schloß Floris sein Kontor und bereitete die Übersiedlung der Firma nach Hamburg vor — außer den mit einer solchen Veränderung unvermeidlichen Schädigungen seine Überzeugung mit dem zehnten Teil seines Vermögens

bezahlend, denn die Abzugssteuer war auf diesen Betrag festgesetzt, um einer stärkeren Abwanderung der republikanisch Gesinnten zu begegnen.

❀ ❀ ❀

In Hamburg war der Anfang schwer, die zunehmende Taubheit des Mannes, die keineswegs zurückgehenden, sondern mit den Jahren sich steigernden Ansprüche der Frau luden immer neue Lasten auf die Familie. Als neun Jahre nach Arthurs Geburt ein Töchterchen Adelheid Luise, genannt Adele, geboren wurde, brachte jedenfalls Floris den Sohn nach Havre und ließ ihn dort im Haus eines Geschäftsfreundes Grégoire, wo er die „glücklichste Zeit seines bisherigen Daseins" verlebte und sich mit der ganzen Kraft seines Herzens an den kleinen gleichaltrigen Anthime anschloß. Diese Liebe hat durch ein Leben angehalten, noch als Greis hat Anthime mit dem Philosophen korrespondiert. Dies spricht zweifellos dafür, daß er die Mutter nicht bitter vermißte.

Johanna lebte indessen der Entwicklung ihrer Individualität. Die besten Hamburger Kreise öffneten sich der Gattin Schopenhauers, sie machte ein Haus und sah bedeutende Leute, vor allem trieb ein wahrer Heißhunger nach neuen Erlebnissen sie von einer Reise zur andern. Wenn der Gatte mit dem nicht seltenen Irrtum ungeliebter Männer gehofft hatte, sie sich durch das neue, spätgeborene Kind fester zu verbinden, so erwies sich diese Hoffnung als trügerisch. Johanna gehörte allen eher als ihrer Familie, und in der Art jener Frauen, die mit den Ihren allein mürrisch, gelangweilt und unzufrieden, dagegen in einer Gesellschaft, die ihnen einen erwünschten Resonanzboden bietet, strahlend, bezaubernd und von der anmutigsten Leichtigkeit sind, gewann sie, wenngleich nicht die Herzen, doch die Zuneigung vieler. Sie war mittelgroß, ihre zierliche Figur noch nicht durch die Anlagen zum Starkwerden und die schiefe Hüfte späterer Jahre entstellt. Ihr schmales Gesicht mit anmutigen Zügen, die auf Beweglichkeit des Geistes deuten, zeigte im Ausdruck der Augen den damals mondänen Zug schwermütiger Schwärmerei, während sie in Wahrheit ja eine äußerst lebenslustige Natur war —

das Wort natürlich im Sinne einer Frau von Erziehung genommen. Ihre Kleidung war reich und gewählt, ihr Schmuck in jener armen Zeit manche Fürstin überstrahlend.

Wenn sie das eheliche Verhältnis nun auch „à son aise" einzurichten verstanden hatte und die kindlich anhängliche Natur der kleinen Adele gänzlich unter ihrem Willen hielt, so stand ihrer Absicht, sich das Leben nach Kräften angenehm zu machen — und soweit es in ihrem Interesse lag, auch ihren Mitmenschen — doch ein Hindernis entgegen, erwuchs ihr recht aus ihrem eigenen Blut ein Wesen, das ihr ein Schattenbaum hätte werden mögen, das sie aber durch ihre dürre und untiefe Art zu einem wahren Pfahl ihres Fleisches machte: ihr Sohn Arthur. Um sie klang die Luft vom Rauschen und Brausen verborgenen Elements, das eine heillose, aber opferungsfähige Seele wie Ottilie von Goethe schon von fern und in seinen Anfängen erfaßte, aber sie ging hin und machte sich Röhrbrunnen und tat Karawansereien für den Durchschnitt auf. (Denn auch was Goethe von ihr begehrte, war, was der Durchschnitt vom Durchschnitt erhofft.) Und so hat sie auch im allgemeinen nur dem Durchschnitt jene durchschnittliche Wärme aller lebendigen Körper gewährt, die zu gewinnen der Pöbel jeder Gestalt sich zusammenhockt. Aber das glühende, schmerzvolle, in Weltmitleid blutende und zuckende Herz des Sohnes verstand sie nicht. Er ging und sah im Bagno die Gefetteten, und die Symbolik des Bildes, ihm unbewußt, zerriß ihm die — so frühe und für ihn selbst noch unbegriffen — wissende Seele; er fühlte sein Blut auftoben und die Macht des Fleisches die Seele niederzerren, der Jammer des Diesseitigen, die Hohlheit der Äußerlichkeiten drückten ihn wie mit Zentnern, er sah wie durch Glas hindurch durch die gemeine Heuchelei und fadenscheinige Moral der Menschen, aber was das Herz des ärmsten, einfältigsten, ungelehrtesten Weibes ihm gegeben hätte, die stützende, tragende, mitleidende Kraft des unverfälschten Gefühls, blieb ihm fern; er war wie ein armes, hilfloses Tier, das in seinen Leiden jammernd das Gesäuge der Mutter sucht, um Schlaf und Vergessen zu finden, immer wieder fortgestoßen wird und endlich

begreift, der mütterliche Quell, der für jedes Geborene strömt, ist für ihn versiegt und verdorrt.

❦ ❦ ❦

Indessen schmolz das Vermögen weiter zusammen, der scharmanten Frau durfte nichts abgehen, und Floris, dem von der Mutter her eine gewisse Anlage zu seelischer Überreizung anhaftete — auch zwei seiner Brüder zeigten Störungen — verlor zuweilen das Gedächtnis und zuweilen wohl auch bei Vorwürfen seiner Frau den Verstand. Ein halbes Jahr vor seinem Tode erkannte er einen alten Freund der Familie nicht, weil er sich gerade über eine hohe Tischlerrechnung bis zur Sinnlosigkeit aufregte, und im April 1805, nachdem Arthur zu Neujahr in die berühmte Firma Jenisch als Lehrling eingetreten war, stürzte Heinrich Floris aus der Speicheröffnung ins Fleet und nicht durch Zufall.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Über ein Menschenalter später, im Vorwort der vollendeten „Welt als Wille und Vorstellung", nachdem der erste Teil zwanzig Jahre lang von den Leuten, die „in der Philosophie ein Handwerk sehen, das sie mit Weib und Kind ernähren solle", totgeschwiegen oder mit Gehässigkeit verfolgt worden war und der größte Teil der Auflage hatte eingestampft werden müssen, schreibt der Sohn, in unertöteter Gewißheit endlichen Sieges, das Buch dem Andenken des Vaters widmend:

Dir weihe ich mein Werk, das nur unter dem Schatten deines Schutzes entstehen konnte, und insofern auch dein Werk ist, und rufe dir im Grabe den Dank nach, den ich dir und keinem andern schuldig bin. Laß meine Dankbarkeit das einzige tun, was sie für dich, der du vollendet hast, vermag: Deinen Namen so weit zu bringen, als meiner ihn zu tragen imstande ist. —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Von der Mutter kein Wort.

❦ ❦ ❦

Nach dem Tode des Gatten wollte Johanna von Hamburg fort, ohne sich darum zu kümmern, daß der Wille

des Vaters den Sohn gerade an diesen Ort gebunden hatte. Indessen war der Egoismus, den sie in bezug auf ihren Wunsch, in Weimar zu wohnen und sich rücksichtslos von dem Sohn zu trennen, für den jungen Menschen ein großes Glück. Es ging ihr nun alles nach Wunsch, und sie war so glücklich und ausgefüllt, wie es platte und enge Naturen verhältnismäßig leicht fertigbringen. Wenigstens bildete sie es sich ein, denn ihre Rastlosigkeit, die sich in ihrer Reisewut auch in diesen Jahren zeigte, spricht nicht gerade dafür.

Höchst widerwärtig war hierbei der ewig über die kaufmännische Laufbahn klagende Sohn, bei dem all ihre gutmütige, platte Lebensweisheit nicht half. Nun hatte sie in jener Zeit einen Freund gewonnen: Fernow, Professor in Jena und Bibliothekar in Weimar, einen Autodidakten und kranken Mann, der mit einer Ausländerin verheiratet war. Auch die Frau war krank, und er selbst suchte und fand Erholung und Anregung bei Johanna, zu der er nach dem Tode der Frau ganz zog. Er ward ihr Freund und Lehrer, erzählt Adele, ordnete ihre ungeregelten Kenntnisse, lehrte sie das Verständnis der Antike, das ihr früher fern lag, und gab besonders ihrem durch Augustin in Paris technisch entwickelten Talent zur Malerei die Basis der Kunstkenntnisse, die ihr später die Herausgabe einiger in dies Fach schlagender Schriften möglich machten. Er war ein edler, am Leben selbst zu großer Tüchtigkeit gereifter Mann und wandte ihr eine sehr ernste Neigung zu. Was sie für ihn zu tun durch sein Leiden veranlaßt ward, ist aus ihrer mit großem Beifall aufgenommenen Biographie Fernows zu ersehen, aber nicht, mit welcher Zartheit er alles, was in seiner Macht stand, für sie tat...

Ein ungemein bezeichnender Zug.

So hat denn auch dieser Mann für sie getan, was allein ihr ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit des Sohnes verbürgt: er riet ihr mit den ernstesten Worten, dem jungen Mann eine gelehrte Laufbahn zu eröffnen, als sie sich an ihn wandte, vielleicht mehr um Ruhe vor den Quälereien zu haben, als aus Verständnis für die Leiden ihres Kindes. Noch im Alter erzählte Schopenhauer, wie er, Fernows

Brief in Händen, in Tränen der Erschütterung und Erlösung ausbrach. Vielleicht dürfen wir es auch Fernows Einfluß zuschreiben, daß sie, nachdem der Sohn, im ersten Zurückschlagen einer lange hoffnungslos gebundenen Begabung etwas übermütig, durch eine recht harmlose Spötterei sich den Zorn seiner Gothaer Lehrer zugezogen hatte, sich entschloß, ihm den Aufenthalt in Weimar freizustellen, freilich indem sie zugleich Altenburg zur Wahl stellt und auf alle mögliche Weise ihm sein Kindesrecht an Herz und Haus der Mutter verklausuliert und verbarrikadiert. Ihre Enttäuschung, als der Sohn Weimar erwählt, und ihre Bemühungen, ihre „Ruhe“ vor dem unbequemen Gast zu schützen, wirken in der Tat außerordentlich peinlich und erkältend und gehen über ihren sonstigen gesunden Egoismus noch erheblich hinaus.

Freude im Haus der Mutter hat Schopenhauer denn auch nicht gefunden, dagegen war sie von Herzen bestrebt, andern Freude zu bereiten und selbst Freude zu nehmen und nachdem sie mit der erwähnten Biographie Fernows die literarischen Sporen erworben, begann sie fortzuschreiben und fand Beifall und Ruhm, denn die Menschen mit schwierigen Gedanken zu beirren war weder in ihrer Absicht noch in ihrem Vermögen, und wenn ihr seichter Rationalismus auch flach war, so war er doch eben dadurch durchsichtig und klar. Derweil also der Verlag nicht umhin konnte, über mangelnden Absatz des Wilhelm Meister zu klagen, gingen die Unterhaltungsromane der Johanna wie warme Semmeln, und sie sagte dem Sohn, sie läse überhaupt keine Rezensionen, sondern hielte sich an die buchhändlerischen Erfolge als Barometer, und dies Instrument stünde auf gut.

Ihre Erzählungen haben viel Verwandtes mit dem, was man heutzutage Literatur für erwachsene Mädchen nennt. Sie sind ungemein moralisch gehalten, zeigen aber auch entschieden gute Beobachtungsgabe, Weltkenntnis und in den Grenzen ihres Rahmens deutliche Ansätze zu vertiefender Psychologie. Einzelne Züge, das flotte Einsetzen der Erzählung muten sogar auffallend modern an, oder zeigen vielleicht auch, mit welchen uralten Requisiten der

bessere Unterhaltungsroman noch heute wirtschaftet. Die Charakteristik der Nebenfiguren ist zuweilen von großer Lebendigkeit. Um ihre Themen, die sie übrigens aus allen Zonen und allen Zeiten, wenn auch mit Vorliebe aus der damaligen Gegenwart wählte, zu bezeichnen, genügt wohl die Mitteilung, daß meist eine junge Dame durch rätselhafte Vorgänge und Hemmnisse von dem Geliebten getrennt, durch Tugend, Unschuld und Fähigkeiten dennoch die Seine wird.

Schließlich, jeglichen Widerstand zu entwaffnen, schrieb „Goethe" selbst die Rezension ihres Romans „Gabriele"; und auch außer der „kollegialen" Pflichtschuldigkeit gegen eine Dame, in deren Gesellschaft die selige Geheimeräthin sich in Karlsbad auf der Kurpromenade mit Anstand zeigen konnte, merkt man seinem Elaborat an, daß es „unter dem blauesten Himmel, in reinster, leichtester Luft" und entsprechend wohlmeinender Stimmung geschrieben ist. Die Besprechung ist von vollkommenem Wohlwollen und vollkommener Lauheit, ohne den mindesten Affekt in Gut oder Böse, wie ein lebendiges Werk ihn unfehlbar auslöst. So triumphierte die mütterliche Mittelmäßigkeit auch hier über des Sohnes Genie, der nichts inbrünstiger ersehnte, als mit Goethe in ein Verhältnis zu kommen. Zwar kargte Goethe nicht mit Anerkennung der höchst bedeutenden Anlagen Arthurs, zumal ihm dieser als begeisterter Anhänger seiner Farbenlehre natürlich sehr sympathisch sein mußte. Aber die Richtungen, in der die beiden Naturen arbeiteten, waren zu verschieden. Ähnlich wie Schillers: „Das ist keine Erfahrung; das ist eine Idee," drängte sich Goethe hier eine fremde Anschauung auf, in die hineinzuleben ihm Zeit und Neigung abging.

Was nun aber zwischen Mutter und Sohn das endlich und grausam Trennende war, gehört eigentlich ins Bereich des Tragischen. Es ist das Hamlet-Motiv, wie denn auch der junge Mann selbst in Adel der Idee, Reinheit der Ziele und messerscharfer Dialektik oft wie ein Abbild des Dänen erscheint.

Um das Jahr 1813 nämlich kam ein Regierungsrat von Gerstenbergk, gen. Müller, ins Haus, der bezog das



Bildnis der Johanna Schopenhauer
und ihrer Tochter Adele
Gemälde von Karoline Bardua
(Im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar)

obere Stockwerk und teilte den Tisch der Familie. Der Sohn des Hauses hielt sich damals bei der Mutter auf, und zwar in Gesellschaft eines jungen jüdischen Freundes namens Gans, den er in Berlin liebgewonnen hatte und nach Kräften unterstützte. Während die Mutter und Herr von Gerstenbergk nun bald „d'accord" waren — auch der Regierungsrat dichtete und bezeigte hohe Bewunderung für Talent, Geist, Anmut usw. usw. seiner Wirtin — standen sie sowohl Arthur als dem armen Kerl von Freund mit kaum verhehltem Unwillen gegenüber. Das Jahr der Erhebung brachte mit sich, daß man, über die schöne Begeisterung hinwegfliegend, von patriotischen Empfindungen im gesalbten Stil der Zeit förmlich troff und um so mehr, je weniger man persönlich zu leisten hatte. Schopenhauer war nicht mit ins Feld gegangen; er hatte einen Freiwilligen ausgerüstet, zeigte der Sache des Vaterlandes Teilnahme und Förderung an seinem Teil, meinte aber „recht getan zu haben, daß er nicht in einen Wirkungskreis trat, in dem er nichts als guten Willen hätte zeigen können, und dafür einen verlassen, in dem er, wenn die Götter es zulassen, mehr zu leisten hoffe." Gegenüber aber den fließenden Reden der beiden schönen Seelen von Kriegermut und teutscher Ehre mag ihm wohl manchmal die Galle übergelaufen sein, und völlig widerwärtig war nun, daß der Freund Gans Arthurs streitbare Reden mit weniger Witz, aber mit desto mehr Eifer „nachpappelte", wie die empörte Hausfrau schreibt, da diesen doch nur angeborene Feigheit hindere, das „Schwerd" zu ergreifen. Hierüber kam es zu höchst widerwärtigen Auftritten, die dennoch nur das Satyrspiel neben der Tragödie sind.

Der junge Mann nämlich, der außer seiner Schwester nie ein Weib ohne Sinnlichkeit hat lieben können und von dessen Kämpfen uns so erschütternde Beispiele bewahrt sind, konnte seiner Natur und seinen Jahren nach an die Unbefangenheit der Beziehungen zwischen der Mutter und dem Hausfreund nur schwer glauben, und die hervorragendsten Interpreten seines Lebens zweifeln gleichfalls nicht daran, daß dieser Freundschaft tiefer liegende, unsichtbare Motive zugrunde gelegen haben. Nach gewissen-

hafter Untersuchung jegliches Für und Wider kann ich mich dieser Ansicht nicht anschließen. Soviel an Lüge, heimlicher Heuchelei und offenbarer oder versteckter Unmoral die Zeit aufzuweisen haben möge, und so sehr Frauen von der verstandesmäßigen Anlage der Schopenhauer dergleichen verstandesmäßig, wenn auch empörend für das Gefühl auf ein rein sanitäres Gebiet hinauszuspielen pflegten, das ihre Privatangelegenheit sei — an welcher Auffassung ihre sonst höchst moralischen zur Schau getragenen Kundgebungen nach außen gar nichts ändern —, so spricht doch dagegen, daß längere Zeit ernstlich von einer Heirat der Adele mit Gerstenbergk die Rede war. Was denn in der Tat einen solchen Grad von Verderbtheit ausdrücken würde, daß man die oberflächliche, gefallsüchtige und egoistische Frau entschieden dagegen in Schutz nehmen muß. Auch ihre Briefe in dieser Angelegenheit sind von gänzlicher Unbefangenheit, und, aufgeregt wie sie schreibt, gibt sie sich doch nicht die leiseste Blöße, die nach einem unlauteren Interesse weisen könnte.

Für den Sohn indes, dem Goethe nicht klarmachen konnte, daß er sei, weil er gedacht sei, und für den war, was er dachte, sind aus dem Willen sich gerade dies vorzustellen, Leiden wahrhaft Hamletscher Natur entstanden und die Unheilbarkeit des Bruchs kann nur so erklärt werden. Leider störte die Frau, wie immer nur auf sich bedacht, auch das Verhältnis der Geschwister, und die sich allmählich zu einem Mädchen von tiefem und großen Charakter entwickelnde Adele wurde durch ihr Verbot dem Bruder entfremdet, ein unschätzbarer Verlust für Schopenhauer.

Aus der Ferne, durch heimliche Briefe begleitete sie wie Diana Apollon seinen wolkenumhüllten Lauf mit sanftem Licht, das ihm hätte Trost und Erhellung des Gemütes geben können, und Ottilie, ihre treueste Freundin, mit der sie die Jugendzeit durchliebte — Ottiliens erste und dauerndste Liebe, Ferdinand Heinke, war auch die Adelens, was aber die Freundschaft nur tiefer und inniger machte — richtete sie immer wieder mit der festen Überzeugung von des Bruders zukünftiger Größe auf. Welchen

Trost sie auch wohl brauchen konnte, denn die Mutter spannte sie unbarmherzig an, als wäre die Tochter um ihretwillen da und nicht umgekehrt. Adele, die später so häßlich wurde, daß uns, soviel Liebe ihr herrlicher Charakter ihr auch erwarb, viele Zeugnisse dafür übermittelt sind, war als junges Mädchen eine nicht unangenehme Erscheinung. Mancher tüchtige und ehrenwerte Mann blickte auf sie, auf die große Passion hatte sie verzichtet, ein reiches Glück hätte sie im Häuslichen immer erwartet der Tiefe und Herzlichkeit ihres Gemütes entsprechend. Die Selbstsucht und „Unzuverlässigkeit" der Mutter störte jede Beziehung, beständig wurden Pläne gemacht, umgeworfen, gereist, ein Leben geführt, bei dem man nie wußte, ob morgen noch gälte, was heut beschlossen wurde. Die Tochter klagt die Mutter in den Tagebüchern bitter an, wie sie sie um schöne Jahre betröge, das halbgebildete, Wesen um sie her, das „Mittelgut dieser Zeiten und Tage" war ihr von Herzen zuwider, zuweilen wurde der Drang, den Bruder wiederzusehen, leidenschaftlich in ihr. Endlich fiel der Schlag, der auch sie von ihm schied.

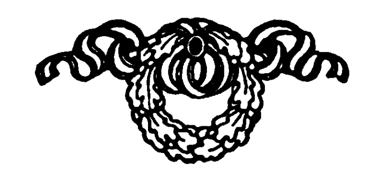
Schon lange bestanden Unklarheiten in der Vermögenslage, Johanna hatte große Summen ausgegeben und verschwiegen. Um die Ausfälle zu decken, hatte sie den Rest ihres eigenen und fast das ganze Vermögen der Tochter in ein befreundetes Danziger Haus gegeben, auch den Sohn veranlaßt, ein kleineres für den damaligen Geldwert nicht unbeträchtliches Kapital von 8000 Talern der hohen Zinsen wegen dort unterzubringen. Jetzt fallierte plötzlich das Danziger Haus, und obwohl Johanna mit Adele sofort nach der Heimatstadt reisten, erreichte sie nichts als einen Akkord von 30 Prozent. Auch dieser sollte nur möglich sein, wenn alle Gläubiger einwilligten. Daß Schopenhauer sich entschieden weigerte, für sein Teil auf diese Bedingungen einzugehen, ist aus den berühmten Briefen, die er mit dem übrigens mit allen Laugen gewaschenen Herrn Gläubiger und seinen Ratgebern wechselte, bekannt, es ist ein ästhetischer Genuß, diese klassischen, logischen und jede Unlauterkeit des Gegners unerbittlich und unwider-

leglich festnagelnden Dokumente zu lesen. Leider kränkt er bei dieser Gelegenheit Adele so tief, daß sie, die ihn schon zuvor gewarnt hatte: „Ich habe Deine Festigkeit, aber ich habe auch Deinen Stolz: das vergiß nicht,“ sich innerlich von ihm schied.

Mit Johanna wurde es von nun an desto schlimmer, sie war hart, übler Laune, heftig gereizt, die ungewohnten Einschränkungen waren ihr unerträglich. Die Tochter brachte Opfer über Opfer, die Mutter verzichtete weder auf ihre Reisen noch ihre Geselligkeit, obwohl ihre Schriftstellerei die Ausfälle jener großen Verluste nicht decken konnte. Sie tyrannisierte Adele, schließlich überwarf sie sich selbst mit Goethe. Endlich entschloß sie sich, des milderen Klimas wegen nach Bonn zu gehen, wo sie winters im Hause des Bankiers Mertens-Schaaffhausen wohnte. In der Frau, der Freundin der Droste, fand Adele eine Stütze für das Leben. „Sie hat mich ohne Zweifel gerettet,“ schreibt Adele, denn neben den Sorgen, die die Mutter ihr aufbürdete, und den mancherlei Bitterkeiten, die eine so große Veränderung der Umstände stets mit sich bringt, lag auch der Kummer um den Bruder, um Ottilien, um August, dem sie Mitgefühl entgegenbrachte, schwerer auf ihr, als auf etwa einer Durchschnittsnatur. In späteren Jahren haben die Geschwister, wie auch die Mutter mit dem Sohn wieder Briefe gewechselt.

❦ ❦ ❦

Im Winter 1837 kehrte Johanna nach Jena zurück, der neue Großherzog, der ihr pietätvoll zugetan war und in ihr eine letzte Zeugin großer Tage sah, hatte ihr eine Pension ausgesetzt. Sie befand sich wohl, ging in Gesellschaft und arbeitete an ihren Denkwürdigkeiten, als sie am 16. April des folgenden Frühlings einem Schlaganfall erlag.



Die Wirtschafterin —
Lustspiel in einem Akt
Von Viktor Fleischer in Wien

Personen:

Knopf, Rechnungsrat i. P.
Opitz, Major i. P.
Fräulein Margarete Löschner, Wirtschafterin bei Knopf
Plamper, Friseur

Wohnzimmer bei Knopf; heller, freundlicher Raum, der Sinn für Bequemlichkeit und Ordnung verrät, ein wenig altväterlich möbliert, aber auch nicht frei von modernem, fabrikmäßig hergestelltem „Zimmerschmuck". In der rechten Seitenwand zwei Fenster in Nischen, die von weißen, gerafften Vorhängen umrahmt sind, gegenüber und in der Rückwand je eine Tür. — Wenn der Vorhang sich hebt, sitzt Rechnungsrat Knopf mit vorgebundener Serviette in einem breiten Sessel neben dem Tisch und wird von Friseur Plamper rasiert. Er ist sechzig Jahre alt, von immer etwas lautem, selbstgefälligem Wesen; sein Schnurrbart und das schon stark gelichtete Haar sind angegraut. Knopf ist fertig angezogen; wenn ihm vom Friseur die Serviette abgenommen wird, zeigt sich, daß er zum Rasieren den Umlegekragen nicht ausgezogen hat. — Plamper ist etwas jünger, ein mittelgroßes schlankes Männchen mit sorgfältig gestutztem Backenbart und ausrasiertem Kinn; er trägt einen weißen Leinenrock und graue Hosen. Seine Gerätschaften, Messer, Bürsten usw. hat er auf dem Tisch stehen; ein Stück Wachstuch ist darunter ausgebreitet.

Knopf (hält Plampers Hand mit dem Messer weit von seinem Gesicht weg und lacht)

Also ... Plamper, ich hab' dir doch schon gesagt, erzähl' mir nicht immer grad beim Rasieren, was in der Stadt vorgeht ... Es ist ja doch alles saublöd ... Ich muß lachen, wenn ich's hör' ... und auf einmal wirst du mich geschnitten haben ... (lacht) Nein, so ein blöder Kerl der Kaufmann Hinzel! ... Tut der Kerl heiraten! ... Statt Gott zu danken, daß er ihn von seinem ersten Hausdrachen erlöst hat ... Nein, so eine Dummheit! (lacht) Also: rasier' weiter ... Schaun wir, daß wir fertig werden ...

Plamper (rasiert schweigend weiter, hält Knopfs Nase zwischen den Fingern)

Knopf (nach einer Weile)

Die Witwe vom Handschuhmacher Schnabel, hast gesagt?

Plamper (schweigt)

Knopf

Nicht? ... Hast nicht gesagt, die Witwe Schnabel?

Plamper (schweigt)

Knopf (packt wieder seine Hand, hält sie sich vom Leib und richtet sich auf)

No? ... Was ist denn? ... Bist stumm geworden?

Plamper

Herr Rechnungsrat, du hast doch grad befohlen, ich soll nichts erzählen ...

Knopf

Also nein, Plamper, jetzt tu mir gefälligst meine gute Laune nicht verderben, wenn ich bitten darf, ja? ... Rücksichtsloser Mensch, du! ... Beleidigt sein! ... Also: rasier' weiter ... Schaun wir, daß wir fertig werden ...

Plamper

Ja weißt, das mit dem Heiraten, das verstehst du nicht.

Knopf

Quatsch! ... Ich versteh' etwas nicht!

Plamper

Ein Geschäftsmann muß eine Frau haben ... Sonst is das nix.

Knopf

Bin ich froh, daß ich kein Geschäftsmann bin! ... Ujegerl, das wär' so was! (lacht)

Plamper

Ja — denk' einmal: ich bin jetzt zehn Jahr' Witwer ... Ich weiß, was das heißt, wenn keine Frau im Haus is ... Das Gefrett mit dem Essen ... Und bald fehlt da ein Knopf und bald dort ein Knopf ...

Knopf

Kann mir nicht passieren ... Ich bin ja selber der Knopf, was? (lacht)

Plamper

Ja — Du hast leicht lachen! ... Für dich tut die Fräul'n Grete sorgen ...

Knopf

Jawohl, die Löschnerin ... Ist ein patentes Frauenzimmer ...

Plamper (zeigt an seiner Jacke einen Knopf)

Siehst, den hat sie mir grad vorhin angenäht, wie ich 'kommen bin ... Hab's gar nicht gewußt, daß mir einer fehlt ...

Knopf (lacht)

Aber die Löschnerin merkt das gleich ... Die hat Augen wie ein Luchs ... Die will überall Ordnung haben, wo sie hinschaut ...

Plamper

Ja, ja ... das muß schon wahr sein ... Dir geht's halt gut ... (seufzt) Ja.

Knopf

Da ist gar nichts zum Seufzen ... Na, du plamperst aber heute wieder ewig lang herum, Plamper ... Schaun wir, daß wir fertig werden ...

Plamper

Is schon ... is schon, Herr Rechnungsrat ... So ... bitte schön ... (reicht ihm den Handspiegel) Spiegel, bitte? ... Tadellos, was? Wie ein Apferl, das Gesichtel ... Wie?

Knopf (sich genau betrachtend, mit der Hand die Mundwinkel betastend)

Wie ein Apferl? ... Das? ... Siehst denn du gar nichts mehr? ... Da! ... Ich spür's ja mit dem Finger, da ist noch ein ganz langes Haar ... ein ganzes Büschel ... ein halber Vollbart ...

Plamper (genau hinschauend)

Aha ... hab' schon, hab' schon, Herr Rechnungsrat ... is schon weg ... So, bitte ...

Knopf (nachprüfend)

Gut.

Plamper

Ein bißchen einpudern, daß die Haut nicht spröd wird ... (tut es) So, bitte schön ... Is heute ganz besonders fein geworden.

Knopf

Muß es auch ... muß es auch ... ganz besonders fein muß ich heut' ausschaun ...

Plamper (beginnt ihn zu frisieren)

Hast was vor, Herr Rechnungsrat?

Knopf

Nein: hinter ... nicht vor, hinter hab' ich was, Plamper ... hinter mir hab' ich was ... (lacht)

Plamper

Du bist halt immer lustig, immer lustig ..

Knopf

Das fällt dir nur auf, weil die andern Menschen so blöd sind, es immer gleich zu zeigen, wenn sie nicht lustig sind.

Plamper (ohne zu verstehen)

Ja ... das mag schon seine Richtigkeit haben.

Knopf (dreht sich zu ihm um)

Also, hör' mal, Plamper ... Ich will dir was sagen ... Aber darfst es nicht weiter erzählen ...

Plamper

Gott bewahre, Herr Rechnungsrat ...

Knopf

Also weißt, was ich hinter mir hab'? ... Na, rat' einmal ... Was glaubst? Also, eigentlich könnt'st es schon erraten ... Wir sind doch Nachbarskinder ... Haben uns schon als kleine Buben gekannt ... Na, rat' einmal ... Mein sechzigstes Jahr hab' ich hinter mir ... Jawohl, Geburtstag ist heute, drum bin ich so gut aufgelegt!

Plamper

Ah — da tu' ich aber gratulieren ... ganz ergebenst, Herr Rechnungsrat!

Knopf

Danke, danke, lieber Plamper.

Plamper

Ich bin ja erst sechsundfünfzig ... aber weißt —: ich freu' mich nicht, wenn ich Geburtstag hab' ... Mir g'fallt das gar nicht, daß man immer älter wird und hat doch eigentlich noch immer nix ... Nosa, dir geht's ja auch viel besser ... Dir is immer gut 'gangen ... brauchst dich um nichts zu sorgen ... Du hast Geld und hast als junger Mann schon können in Pension gehen ... (arbeitet, während er spricht, weiter)

Knopf

Ist was ganz anderes ... nicht das Geld und nicht das Gutgehen ... Ist eben der Vorteil, wenn man gescheit ist: andere Leut' ärgern sich, wenn sie älter werden — ich freu' mich, weil ich weiß, man wird immer gescheiter, je älter man wird ... Andere Leut' ärgern sich, wenn ihnen an ihrem Geburtstag niemand gratuliert, niemand dran denkt, ihnen niemand was schenkt ... Ich schenk' mir selber was ... Ich mach' mir ein' guten Tag ...

Plamper

Aha!

Knopf

Ja ... Siehst, Plamper, zuerst, da wird ein ganz besonders gutes Mittagessen angeschafft ... Die Löschnerin muß wieder einmal zeigen, was sie kann ... Dann, wenn ich mit meinem Freund, dem Major Opitz, spazieren geh', lad' ich ihn so ganz harmlos zum Mittagessen ein, schlepp' ihn mit herauf ... und wenn's dann recht gemütlich ist, da fang' ich an, ihn aufzuziehn ... Er ist ja so ein guter Kerl, er wird ganz unglücklich und verlegen sein, daß er wieder meinen Geburtstag verpaßt hat ... Ein Gedächtnis hat er wie ein Sieb ... und das kränkt ihn schrecklich ... Ich stell' mich beleidigt ... Na, ich sag' dir, Plamper, es wird ein Mordsspaß ...

Plamper (ist indes fertig geworden, hat Knopf die Serviette abgenommen und mit dem Tuch in der Hand zugehört)

Knopf (steht auf und geht zur Tür)

Wollen doch gleich mal sehen, was es heut zu Mittag gibt ... (öffnet die Tür, ruft hinaus) Fräulein Löschner,

Fräulein Löschner! ... (kehrt zurück, schaut zu, wie Plamper die Sachen zusammenräumt)

Fräulein Löschner (fesche, adrett gekleidete Person von etwa vierzig Jahren tritt ein)

Herr Rechnungsrat wünschen?

Knopf

Einen schönen guten Morgen wünsch' ich, Fräulein Löschner ... Und dann möcht' ich gern wissen, was Sie heut zu Mittag kochen wollen ...

Fräulein Löschner (macht ein sehr erstauntes Gesicht)

Kochen? ... Zu Mittag? ... Herr Rechnungsrat fragen doch sonst nie vorher ... (schaut zweifelnd den Friseur an und dann wieder Knopf) Also ... Erdäpfelsuppe ... gekochtes Rindfleisch und Semmelknödel ...

Knopf

Quatsch! ... Das geht nicht ... Schaun Sie mich nicht so entsetzt an, liebes Fräulein Löschner, das geht wirklich nicht ... Heute müssen wir einen Kalbsbraten haben und ... Palatschinken, ja, Palatschinken oder eine Nußtorte oder so was ...

Plamper

Ja, die Palatschinken von der Fräul'n Grete!

Fräulein Löschner

Aber, Herr Rechnungsrat, ich habe ja heute Waschtag!

Knopf

Unsinn ... Waschtag ist Unsinn ... Heut wird ein Kalbsbraten gemacht — und eine Apfeltorte.

Fräulein Löschner

Aber, Herr Rechnungsrat ...

Knopf

Aber hin und aber her ... Unsinn ... das ist ganz egal.

Fräulein Löschner (gekränkt, achselzuckend)

Ich habe keine Äpfel zu Haus ...

Knopf (ärgerlich)

Quatsch! ... Dann werden Sie sie eben holen.

Fräulein Löschner

Nein, das geht nicht, Herr Rechnungsrat ...

Knopf (ist auf und abgegangen)

Unsinn ... alles geht ... Wem wollen Sie das einreden, liebes Fräulein Löschner, daß bei Ihnen irgend etwas nicht geht, wenn Sie nur wollen ... Und ich sage Ihnen: heute gibt's einen Kalbsbraten — und eine Nußtorte ... oder einen Mohnstrudel ...

Plamper (hat indessen seine Gerätschaften eingepackt, dann zugehört; schmunzelt, nickt)

Ja ... Mohnstrudel, Mohnstrudel wär' gar nicht schlecht! Die Fräul'n Grete kann das schon — feine Mehlspeisen, a ja, die versteht's!

Fräulein Löschner (wendet sich zu ihm, barsch)

Lassen Sie sich nicht aufhalten, Herr Plamper ... Ja? ... Morgen früh können Sie wiederkommen, verstanden? ... Jetzt brauchen Sie sich nicht da herumzustellen ... Ja?

Plamper (bestürzt, macht sich auf den Weg)

Ich geh' ja schon ... ich geh' ja schon ... 'gebenster Diener, Herr Rechnungsrat ... Morgen zu wünschen, Fräul'n Grete ... (Ab)

Knopf (ruft ihm nach)

Adjeu ... Adjeu, Plamper ... (wendet sich zu Fräulein Löschner) Was sind Sie denn so grob mit dem armen Kerl?

Fräulein Löschner

Herr Rechnungsrat, heute haben wir Waschtag, und da ...

Knopf (unterbricht sie)

Ach was ... paperlapap ... Quatsch!

Fräulein Löschner

Herr Rechnungsrat, ich muß schon bitten ... Herr Rechnungsrat belieben heute in einem Ton mit mir zu sprechen ...

Knopf (gereizt)

Also — liebstes, bestes, teuerstes Fräulein Löschner ... Jetzt verderben Sie mir meine gute Laune nicht ... Ja?

Fräulein Löschner

Herr Rechnungsrat haben mich vor dem Raseur beleidigt ... Wie soll denn der Mensch Respekt vor mir haben! ... Herr Rechnungsrat haben dreimal gesagt: Unsinn! ... und dreimal: Quatsch ...

Knopf

Also, bitte, rechnen Sie mir nicht nach ... Ich sage Quatsch, so oft es mir Spaß macht ...

Fräulein Löschner

Herr Rechnungsrat, das geht nicht ... Das kann ich mir nicht gefallen lassen ... Ich wollte Ihnen ohnehin schon sagen ... (stockt, schlägt den Blick nieder)

Knopf (ist nervös hin und her gegangen, bleibt stehen)

Was denn ... was wollen Sie mir sagen, Fräulein Löschner ...

Fräulein Löschner

Ich meine, ... Herr Rechnungsrat sollten sich möglichst gleich um eine andere Wirtschafterin umschaun ...

Knopf (sehr laut)

Sie sind wohl verrückt? ... Weil ich gesagt habe: Quatsch!? ... Haben Sie das vielleicht zum erstenmal von mir gehört heute?

Fräulein Löschner

Es ist nicht deswegen ... Das macht's mir nur leichter, daß Herr Rechnungsrat so grob zu mir sind, als wollten Sie selbst mich gerne los werden ...

Knopf

Also nein ... nein ... bestes, teuerstes Fräulein Löschner ...

Fräulein Löschner

Ich hätte vielleicht ... ja, ich hätte auch so kündigen müssen ... Ich werde nämlich ... das heißt: wahrscheinlich werde ich sehr bald heiraten ...

Knopf (ist stehen geblieben)

Heiraten!? ... Aber Fräulein Löschner ... Fräulein Löschner, ... Wie kann man nur auf so einen Gedanken kommen ... Heiraten! ... Wozu braucht denn eine Frau zu heiraten? ... Heiraten? Was ist das überhaupt für

eine Idee? ... Bei einem Mann läßt es sich ja noch eher verstehen ... Ein Mann ist ein armes, hilfloses Wesen ... ein Mann kann nicht kochen ... und wenn er nicht grad ein Schneider ist, kann er sich nicht einmal einen abgerissenen Knopf annähen ... Aber eine Frau? ... Ja, liebes Fräulein Löschner, bedenken Sie doch: Sie haben das schönste, bequemste, ruhigste Leben von der Welt ... Geht's Ihnen vielleicht schlecht bei mir? ...

Fräulein Löschner (verschämt zu Boden sehend)

Nein, das gewiß nicht, aber man muß doch ...

Knopf

Quatsch! ... Gar nichts muß man ... Denken Sie nur, wie Sie da hereinfallen können! ... Sie haben ja gar keine Ahnung, was für eine Bagage die Männer sind ... Wer weiß denn, was für ein Lump das ist ... Dieser Kerl, der Sie da verlocken will, verführen ...

Fräulein Löschner

Aber, Herr Rechnungsrat!

Knopf

Ich meine: verführen, Ihr ruhiges Leben aufzugeben...

Fräulein Löschner

Es ist ein sehr ordentlicher, honetter Mann ... Herr Rechnungsrat kennen ihn selber sehr gut und schätzen ihn sehr ...

Knopf

Das ist ganz egal ... Soll's sein, wer will ... Na also, wer ist es denn?

Fräulein Löschner

Das ... das darf ich noch nicht sagen ... Erst ... erst, wenn wir verlobt sind ... (verschämt) Er hat sich noch nicht ganz erklärt ...

Knopf

Ach so — es ist noch gar nicht so sicher! ... Na, dann lassen sie sich rechtzeitig warnen, Fräulein Löschner ... Eine Frau braucht nicht zu heiraten ... eine Frau soll nicht heiraten ... Bei einem Mann ist das ganz was anderes ... Männer können nicht einmal selber Kinder kriegen ...

Fräulein Löschner (bricht in Weinen aus)

Daß ... daß Sie auch ... darauf noch ... Anspielungen machen ... Herr Rechnungsrat ... Daß Sie mir das vorwerfen ... (schluchzt in die vorgehaltenen Hände)

Knopf (erschrocken)

Wie? ... Was? ... Ach so! ... Daran hab' ich gar nicht gedacht ... Was geht das mich an, daß Sie eine Tochter haben ... Ist Ihre Privatsache ... Und überhaupt ... (ärgerlich) Überlegen Sie sich die Geschichte ... Und jetzt machen Sie uns einen feinen Kalbsbraten für Mittag — und eine Schokoladentorte ... Ich bringe mir einen Gast mit zu Tisch ...

Fräulein Löschner

(hört bei dem Wort „Gast" plötzlich auf zu schluchzen, nimmt die Hände vom Gesicht, schaut Knopf böse an)

Heute ist Waschtag, Herr Rechnungsrat. (immer bestimmter) Heute gibt es gekochtes Rindfleisch und Semmelknödel ... und sonst nichts ... (Sie dreht sich um, geht hinaus und läßt die Tür ins Schloß fallen; man hört sie gleich darauf draußen mit den Türen schlagen)

Knopf

(schaut ihr nach, schüttelt dann den Kopf, geht auf und ab, bleibt vor dem Spiegel stehen und spricht mit sich selbst)

Quatsch! ... Es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird ... Sie wird sich's schon noch überlegen ... Nur die Ruhe nicht verlieren ... Knopf, Knopf, sei kein Tropf! ... Und den Kalbsbraten wird sie auch machen ... (geht zum Kasten, nimmt verschiedene Zigarrenschachteln heraus) Ein Geburtstagszigarrl, damit die Laune wieder besser wird ... (betrachtet die Zigarren) Fein! ... (riecht daran) Hm! Eins für jetzt ... eins nach dem Essen ... Das Bandel geben wir auf eine gewöhnliche Cuba ... die kriegt der Major ... wird ihm großartig schmecken ... Er versteht ja nichts ... Ein guter Kerl, aber von Zigarren versteht er nichts ... (hat die Zigarre mit der Binde versehen, betrachtet sie) So ... sieht sehr gut aus ... (legt sie beiseite; draußen wird die Türglocke geläutet. Knopf zündet sich die Zigarre an, bläst den Rauch vor sich hin; es wird zum zweitenmal geläutet; Knopf schaut ungeduldig auf die Tür) Sie geht nicht aufmachen! Vertracktes Frauenzimmer! (er geht selbst hinaus,

läßt die Tür offen, man hört ihn draußen sagen) Ah ... Du bist es ... Servus, Opitz ... (Er kommt mit Major Opitz herein)

Major Opitz

(etwa im gleichen Alter wie Knopf, trägt Zivil; grau gestreifte Hose, Gehrock, in der rechten Hand den runden, steifen Hut und einen Stock mit Silberknauf; in der andern Hand hält er ein paar Rosen und ist bemüht, sie hinter seinem Rücken zu verbergen. Er ist sehr sorgfältig frisiert, der Schnurrbart, sehr grau, zu zwei dicken pomadigen Spitzen zusammengedreht)

Knopf (beim Eintreten)

Bitte ... Komm nur weiter ... Daß du so früh schon zu mir kommst ... (will ihm Hut und Stock abnehmen) Bitte, leg' ab ... (bemerkt die Blumen) Aha! ... Der Lump, der Plamper! ... Du bringst mir Blumen ... und wirst mir jetzt einreden wollen, du hast selber daran gedacht, daß ich Geburtstag hab' ... Na, ist gut ... ist gut ... gib's her ... so ... danke ... (wirft die Blumen auf den Tisch hin)

Major Opitz (grob)

Aber was soll denn das heißen ... Was schmeißt du denn die teueren Rosen so herum ...

Knopf (abwehrend)

Schon gut ... schon gut ... Nix mehr drüber reden ... Den Plamper werd' ich mir ausborgen ... Kann der Kerl das Maul nicht halten ...

Major Opitz (polternd)

Himmeldonnerwetter noch einmal, was geht mich der Plamper an! ... Ich hab' die Rosen gekauft und wollt' ...

Knopf (unterbricht ihn ärgerlich)

Schon gut ... Schon gut ... Ist schon ein verpatzter Tag ... Jede Freude wird einem verdorben ... Man kann sich auf keinen Menschen mehr verlassen ... Es ist ein Jammer ...

Major Opitz

Also zum Teufel mit deinem Gewäsch dahier! ... Was hat denn das mit meinen Blumen zu tun? ... Ich will dir was sagen, Knopf ... Ja, also — ich habe gemeint, du bist schon fort zum Spaziergang ... und die Blumen ...

Knopf (höhnisch)

Aha, das soll ich jetzt alles glauben! ... Die Blumen hätt'st du mir auf den Tisch gestellt, ohne was zu sagen ... Natürlich ... Ja, auf einmal bist du der Gescheite, weil der Plamper geplauscht hat ... A, pfui Teufel, ist das ein Tag! ... Zuerst, da kommt die Löschnerin und verdirbt einem die Laune mit ihren blödsinnigen Heiratsideen ...

Major Opitz (sehr überrascht)

Was? ... Die Löschnerin? ... Ah — hat ... hat sie was g'sagt?

Knopf (äfft ihm nach)

Hat ... hat sie was g'sagt? ... (stößt einen Pfiff aus) A, da schaust her! ... der Herr Major ... A, so was! ... Du bist also der Glückliche! ... So ein heimtückischer Kerl! ... A, das ist nicht schlecht! ... Der Herr Major! ... Aber das ist ja unglaublich ... Will mir meine Wirtschafterin wegheiraten ... No, das ist ja wirklich unerhört ... Saubere Freundschaft das! ...

Major Opitz (versucht ihn zu unterbrechen)

Also, Knopf, ich ersuche dich in allem Ernst ...

Knopf

Natürlich, das traut sich die Löschnerin nicht zu sagen! (geziert, die Löschner kopierend) „Erst, wenn wir verlobt sein werden" ... Na, Servus! ... Der Herr Major Opitz verlobt sich mit meiner Wirtschafterin ... Wie hat sie gesagt? ... „ein sehr honetter Mann" ... Schöner honetter Mann das, der seinem Freund das ganze Hauswesen auf den Kopf stellen will! ... Eine Rücksichtslosigkeit ist das von dir ... verstanden? ... Unglaublich! ... Und alles hinter meinem Rücken ... Kein Wort hast du mir davon gesagt!

Major Opitz (hat wiederholt versucht, ihn zu unterbrechen, jetzt überschreit er ihn)

Also, jetzt hör' mich doch auch einmal an! Ja? ... Ich hab' auch mit der Löschner noch gar nicht drüber gesprochen ...

Knopf

Quatsch!

Major Opitz

Ich geb' dir mein Ehrenwort, ... Ich hab' ihr noch gar keinen Antrag gemacht ...

Knopf (mit Handbewegung)

Na ... hast es ihr halt zu verstehen gegeben ... so was kapiert jedes Frauenzimmer gleich ...

Major Opitz (drohend)

Du, Knopf, ich rat' dir: Mach' mich nicht wild ... Den Ton lass' ich mir nicht gefallen! ... Ich hab' mir deine Taktlosigkeiten lang genug bieten lassen, aber in der Sache versteh' ich keinen Spaß! ... Hör' mich an: Ich hab' die Löschner schon längst einmal fragen wollen, aber ... No, du weißt ja, mit Frauen hab' ich niemals recht zu reden verstanden ... Da bin ich zu ungeschickt dazu ... Drum hab' ich mich halt auch bei der Löschner nicht früher getraut ... Aber jetzt hat mir der Arzt gesagt, mein Magen wird nicht besser werden, solang ich im Wirtshaus esse ... und da hab' ich eben wollen heut einmal mit ihr reden ...

Knopf

So?! ... Und was ich dazu sagen werd', daran hast natürlich gar nicht gedacht! ... Ob ich dann ins Wirtshaus gehen muß jeden Tag und mir den Magen ruinieren, das ist dir egal ...

Major Opitz

Darüber ließe sich doch noch reden ... Wenn wir verheiratet sind, kannst du ja vielleicht bei uns ... Nicht? ... Wie ich meine Diätkur gemacht hab', bin ich doch auch jeden Tag zu dir zum Essen gekommen ... Das läßt sich doch alles einrichten ...

Knopf (ist auf und ab gegangen)

Quatsch! ... (bemerkt die Blumen auf dem Tisch, nimmt sie und drückt sie dem Major wieder in die Hand) Pardon, die Blümerln waren ja gar nicht für mich ... die hast deiner Angebeteten bringen wollen, weil du geglaubt hast, ich bin nicht zu Haus ... Bitte, da hast sie wieder ...

(Draußen werden rasch nacheinander zwei Türen zugeschlagen, so fest, daß im Zimmer auf dem Kasten die Gläser klirren)

Knopf

St! ... Hörst! ... Das ist sie ... Das ist dein Engel ... So macht sie's immer, wenn ihr irgendwas nicht paßt ... Dann haut sie mit den Türen. (Draußen wird wieder eine Türe zugeschlagen) So ... (lauscht mit ausgestrecktem Zeigefinger) Jetzt wird gleich auch ein Glas auf den Boden fallen ... (Man hört das Klirren eines herunterstürzenden Glases) So ... Macht nichts ... Kost't zwanzig Heller ... ist ein ordinäres Wasserglas ... ich weiß das schon ... ich kenn' mich schon aus ... (Wieder kracht draußen die Tür) Nur so weiter ... Ja ... und jetzt wird sie das Essen anbrennen lassen ... Macht nichts ... Ich bin ja nicht mit ihr verheiratet ... Zur Abwechslung esse ich ganz gern einmal im Gasthaus ... Dann sitzt sie allein da mit dem verbrannten Zeug ... Ich brauch's ja nicht zu essen ... Na, du wirst dich halt dran gewöhnen müssen ... Wenn man verheiratet ist, kann man nicht einfach ins Gasthaus gehen ... Jaa — es hat schon auch seine Annehmlichkeiten, das Heiraten ... Da braucht man auf einen alten Freund keine Rücksicht zu nehmen ...

Major Opitz (hat mit wachsender Nervosität der Rede und dem Lärm draußen gelauscht)

Also ... wenn ... wenn das dich wirklich so hart trifft ... wenn es dir so unangenehm wäre, daß die Löschner weggeht ... da ...

Knopf (ist vor ihn hingetreten, packt ihn am Rockknopf)

Da wirst du großmütig sein und verzichten ... (lacht laut auf) Und das werd' ich dir glauben, was? ... Du alter Schwindler ... Angst hast du jetzt schon wieder ... Angst, ... weil dein Engel mit den Türen schlägt statt mit den Flügeln zu wedeln ... Jetzt möchtest du dich gerne aus der Affäre ziehen ... Aber nein, mein Lieber, das gibt's nicht ... Ich will kein Opfer, Herr Major, heirat' du nur die Löschner ... Ich krieg' schon eine andere Wirtschafterin ... Aber meine Geburtstagslaune lass' ich mir nicht ungestraft verderben ... So ... Jetzt will ich dir auch noch zeigen, wie dein Engel ausschaut, wenn er einmal weniger rosig gelaunt ist ... Da

schlüpft er gewöhnlich gleich in ein anderes Kleid ... (ruft) Fräulein Löschner ...

Major Opitz (versucht ihn zurückzuhalten)

Aber, was treibst du denn ... laß doch sein ...

Knopf (wehrt ihn ab, ruft wieder)

Fräulein Löschner ... (geht dann auf die andere Seite des Zimmers, damit die Eintretende den Major nicht bemerkt) Halt dich an, Major, damit du nicht umfällst ... gleich wird dein Engel hereingeschwebt kommen.

Major Opitz

Ich bitte dich, Knopf ...

Fräulein Löschner (tritt ein; sie hat jetzt ein sehr abgetragenes Kleid und eine schmutzige Schürze an, die Ärmel aufgeschürzt, macht ein böses Gesicht)

Was ist, Herr Rechnungsrat? (bemerkt Opitz) Jesusmarja ... (geht eilig hinaus)

Knopf (bricht in ein lautes Gelächter aus)

Na ... wie gefällt sie dir ... Ein süßer Engel ... was?

Major Opitz (verlegen, immer wieder mit Blicken nach der Tür, faßt Knopf am Arm)

Also ... lieber Freund ... Ich ... ich gebe zu, daß ich mir die Sache doch nicht reiflich überlegt hatte ... Ich ... Du hast die Löschner ja selbst immer so gerühmt ... und sie ist auch gewiß eine brave Person ... Ich habe nur eben leider sehr wenig Damenbekanntschaften, und so kam ich eben auf den Gedanken ... Aber du hast ja recht ... Also ... ich ... ich gehe jetzt ...

Knopf

Hast schon genug? ... So ... Wirst sie also nicht heiraten?

Major Opitz

Nein ... und jetzt, bitt' dich, wollen wir fortgehen ... ja? ... Und du redest nicht weiter über die Sache ... auch mit der Löschner nicht ... nicht wahr? Das mußt du mir versprechen ... bei unserer Freundschaft ...

Knopf (höhnisch)

So? ... Daß muß ich dir versprechen? ... Bei unserer

Freundschaft, die dich nicht gehindert hätte, meine Ruhe und Ordnung zu stören, mein ganzes Leben durcheinanderzubringen ... so? ... Sehr einfach! ... Ich soll mir alles gefallen lassen und das Maul dazu halten? ... Nein, mein Lieber, so ein sanftmütiges Schaf ist der Herr Rechnungsrat Knopf nicht! ... Der will auch seine Rache haben ... Du hast schon deine Lektion gekriegt ... Jetzt kommt dein Engel an die Reihe ... Ah, natürlich, ich werd' mir meinen schönen Geburtstag verderben lassen und nicht mucksen! ... Ja, natürlich! ... Nein, mein Lieber, jetzt wollen wir erst noch mit der Löschnerin ein Wörtel reden. (geht zur Tür)

Major Opitz (geht ihm nach)

Also: mich laß fortgehen ... Ich ... ich will jetzt fortgehen ...

Knopf

Quatsch! ... Du bleibst da.

Major Opitz

Also — ich erkläre dir ...

Knopf

Du hast mir gar nichts zu erklären ... Jetzt bist du eben in die Falle gegangen ... Hab' nur keine Angst ... Es geschieht deinem Engel nichts Böses ... (ruft hinaus) Fräulein Löschner! Bitte, tun Sie uns den großen Gefallen und bemühen Sie sich noch einmal herein ...

Fräulein Löschner (von draußen, sehr freundlich)

Ja? ... Bitte schön, Herr Rechnungsrat ... Ich komme schon ...

Major Opitz

Knopf, ich rate dir: treib die Sache nicht zu weit ... Laß die Frau in Ruh, sag' ich dir! ... Jetzt hab' ich bald genug ...

Fräulein Löschner (tritt ein; sie hat ihre Kleidung in Ordnung gebracht und bindet sich eben noch rasch eine weiße Schürze um)

Herr Major müssen entschuldigen, daß ich vorhin in so einem Aufzug ...

Knopf (heuchlerisch, freundlich)

Oh, das macht gar nichts, Fräulein Löschner, im

Gegenteil, es war dem Herrn Major ein besonderes Vergnügen ...

Fräulein Löschner

Herr Major müssen nämlich wissen, daß der Herr Rechnungsrat meine ganze Ordnung umgestürzt und plötzlich ein besonderes Mittagessen angeschafft hat, wo wir doch gerade Waschtag haben ... und da hab' ich halt den Ofen noch einmal anheizen müssen, wegen der Brat- und Backröhre .... Der Herr Rechnungsrat haben ja einen Kalbsbraten und eine Torte befohlen.

Knopf

Ah — haben Sie's also doch vorbereitet ... Ich sag's ja. Das Herz ist gut ... trotz alledem ... Na, aber das hilft jetzt nichts ... Also: der Herr Major war so freundlich und hat mir da ein paar Blumen gebracht zu meinem Geburtstag ...

Fräulein Löschner

Herr Rechnungsrat haben Geburtstag ... Oh, da gratuliere ich herzlichst ...

Knopf

Danke ... danke ... Aber das hilft jetzt auch nichts ...

Major Opitz (verlegen)

Also, ich bitte dich ...

Knopf

Ja, wie nun der Herr Major gehört hat, daß Sie heiraten wollen ...

Fräulein Löschner

Herr Rechnungsrat müssen aber auch gleich alles weitersagen ...

Knopf

Na, einem alten Freund ... Ja, da hat der Herr Major mich gebeten, ihm die Blumen wieder zu überlassen, damit er sie Ihnen überreichen könne ... Bitte ...

Fräulein Löschner (verschämt)

Zu gütig, Herr Major ...

Major Opitz (tritt auf Knopf zu)

Also, zum letztenmal, Knopf ...

Knopf (ihn abwehrend)

Ja, ich habe ihm zwar gesagt, daß die Sache noch

gar nicht so weit ist, daß der Herr Bräutigam sich noch gar nicht erklärt hat ...

Fräulein Löschner
(mit einem Blick auf den Major, verlegen die Blumen streichelnd)

O ja, jetzt hat er sich schon erklärt ...

Knopf

Nein, wirklich? ... Daß Sie sich nur nicht täuschen, Fräulein Löschner! ... Ich denke, Sie sollten das nicht so leichtgläubig sagen ... Den Männern ist nicht zu trauen.

Fräulein Löschner

Ach, Herr Rechnungsrat belieben zu scherzen ... Jetzt ist die Sache schon in Ordnung ... Weil ich nämlich vorhin so grob mit ihm war ...

Knopf (überrascht)

Mit wem?

Fräulein Löschner

No — mit ihm ... mit meinem Bräutigam ... Da hat er dann unten gewartet vor seinem Laden ...

Knopf

Vor seinem Laden? ... Ja, sagen Sie: wer ist denn der Kerl überhaupt?

Fräulein Löschner

Herr Rechnungsrat haben's doch sicher gemerkt ... der Plamper natürlich ... der Friseur ...

Knopf
(bricht in ein schallendes Gelächter aus, packt Opitz an den Schultern und dreht ihn lachend im Kreis herum)

Fräulein Löschner (weinerlich, empört)

Da ist doch nichts zum Lachen ... Er ist doch ein sehr honetter Mann ...

Knopf
(immer noch lachend, bückt sich, schlägt sich auf die Schenkel)

Ein sehr honetter Mann ... ja ... ein sehr honetter Mann ... Na, was sagst du, Herr Major?

Fräulein Löschner
(läuft weinend hinaus, schlägt die Tür zu)

Knopf

Also, lieber Freund, ich wollte dich eigentlich zum

Mittagessen einladen ... Aber jetzt, weißt du, jetzt trau' ich der Geschichte nicht ... Ich werd' lieber mit dir ins Gasthaus gehen zum Essen ...

Major Opitz (wendet sich zur Tür)

Geh du essen, mit wem du willst ... Ich hab' nichts mehr zu schaffen mit dir ...

Knopf (erstaunt)

Ja, was denn? ... Bin denn ich schuld, daß sie den Friseur heiratet? ... Du hast eben kein Glück bei den Weibern ...

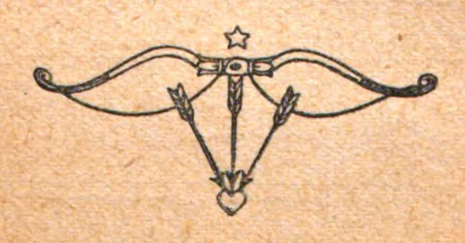
Major Opitz

Das hat damit gar nichts zu tun ... Gut, ich hab' mich vor mir selber blamiert, das ist meine Sache ... Aber dein Benehmen, das hab' ich nun auch endlich satt, ein für allemal ... Wie du dich gefreut hättest, du selbstgefälliger Narr, mich in Verlegenheit zu bringen und das arme Frauenzimmer zu quälen aus Rache, weil deine spießerische Bequemlichkeit in Gefahr war! ... Bis jetzt hab' ich mir alles von dir gefallen lassen, weil ich eben wegen der Löschner den Verkehr mit dir nicht abbrechen wollte ... Aber dein schäbiger Egoismus und deine Manieren sind mir schon lang auf die Nerven gegangen, daß du's nur weißt, Knopf ... Und das hat jetzt auch ein Ende ... Adjeu, Herr Rechnungsrat ... (geht hinaus, schlägt die Tür zu)

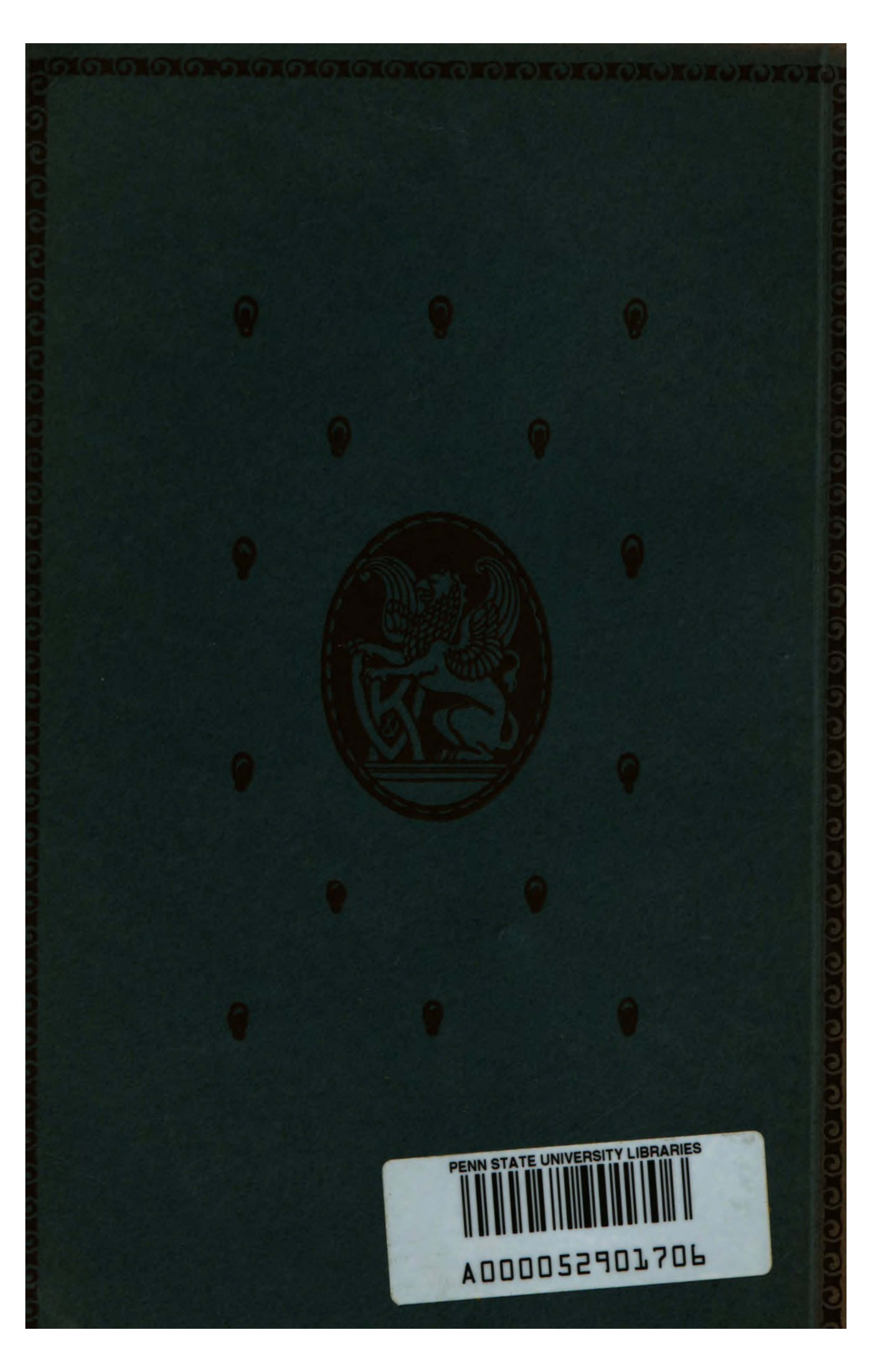
Knopf (schaut ihm ganz entgeistert nach; dann spricht er zu sich selbst)

Also wegen der Löschnerin! ... Und dann sagt der Kerl noch, ich bin ein Egoist! ... (geht kopfschüttelnd ins Nebenzimmer)

(Der Vorhang fällt)



Durch alle Buchhandlungen zu beziehen
Preis jedes Jahrgangs 1,50 Mk.


PENN STATE UNIVERSITY LIBRARIES
A000052901706